



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels**

**Villaume, Peter**

**Frankfurt und Leipzig, 1787**

I. Theil. Von dem Nutzen des Uebels.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49692](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49692)

## Von den Absichten des Uebels.

---

### Vorerinnerung.

In den ersten Büchern dieses Werkes habe ich zu beweisen gesucht, daß das Uebel kein außerwesentlicher Zusatz in der Welt ist, sondern daß es zu dem Wesen derselben gehört, gar nicht davon, und von keiner denkbaren Welt zu trennen ist. Es ist eine Wirkung, und zwar eine unvermeidliche Wirkung der wohlthätigen Kräfte, eine Irrung, ein Uebermaß des Guten.

Nun wage ich ein größeres Unternehmen; ich will zeigen, daß

das Uebel eine der wohlthätigsten Einrichtungen Gottes, die Quelle der Vollkommenheit und des Glücks der Menschen ist.

Ja, ich bin versichert, und hoffe es, den aufmerksamen und denkenden Leser davon zu  
3ter Band.                      U                      über.



überzeugen, daß ohne das Uebel die Welt weit unvollkommener, und der Mensch weit weniger edel und glücklich seyn würde.

Und so muß es auch seyn. — Freilich darf ich den Schöpfer nicht anklagen, wenn das Uebel unvermeidlich ist. Er konnte es wohl nicht ändern, wenn Er nie anders als nach allgemeinen Gesetzen regieren wollte. Aber, wenn ich unglücklich bin, dann wünschte ich doch, daß er seine allgemeinen Gesetze unterbräche; und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß Er es könnte, wenn Er nur wollte. Dann frage ich: Warum will Er es denn nicht? Oder wohl gar: Warum gab Er mir das Leben? Mein; wenn ich mit Geduld leiden soll, so muß ich wissen, warum ich leide, und was ich für Vorthail davon habe. \*)

I. Ab-

\*) „Die einzige Antwort, die mich befriedigt, wenn ich frage: Warum ist Böses in der Welt? bleibt also immer die: weil es zu einem größern Gute, wohl bemerkt, in eben der Welt, dient. Es befriedigt mich nicht, wenn man mir blos saut: Gott hat das Böse aus gerechten, uns unbekanntem, Ursachen in die Welt gebracht; wenn man nicht hinzufügt: Und diese Ursachen sind ein größeres Gut, das Er in der Welt erreichen wollte.“  
Apologie des Sokrates von Eberhard, 2. Theil, Seite 192.



---

 I. Abschnitt.
 

---

Das Uebel ist Gottes Werk,  
folglich muß es gut seyn.

Gott hat das Uebel so wohl, als das Gute,  
geschaffen.

Ich kann von diesem Satze gar nicht abge-  
hen; denn das Uebel einem mächtigen bösen  
Wesen zuschreiben, oder Gott damit entschuldi-  
gen (oder rechtfertigen), daß er das Böse nicht  
gewollt, sondern nur zugelassen hat, ist eines  
so unphilosophisch, als das andre. Man sehe,  
was ich darüber schon gesagt habe.

Wie will man in Gott einen Unterschied zwi-  
schen Willen und Zulassung denken? Bei dem  
Menschen, einem schwachen Wesen, welches nur  
thut, was es kann, ist dieser Unterschied aller-  
dings gegründet; aber bei Gott, der allmächtig  
ist, der schaffen und nicht schaffen konnte, den  
nichts nöthigte, — Ihm muß man alles zu-  
schreiben, was geschieht; Er hat alles gewollt.

Fromme Leser! glaubet nicht, daß ich  
durch diese Behauptung Gottes Ehre zu nahe  
trete; ich verehere Gott. Bedenket aber, was



4 V. Buch. Absicht des Uebels.

Jesus, den ihr nicht der Irreligiosität beschuldigen werdet, hierüber gesagt hat:

„Es fällt kein Sperling auf die Erde, ohne den Willen unsers himmlischen Vaters, und selbst die Haare auf eurem Haupte sind alle gezählt.“

Wenn kein Sperling ohne den Willen unsers Vaters fallen kann, konnten denn Messias und Lissabon ohne seinen Willen fallen? Wenn die Haare auf unserm Haupte gezählt sind, sollten nicht auch unser Wohl und Weh, unser Glück und Leiden, gezählt seyn? Bedenket, daß Jesus nicht von Zulassung, sondern von Willen spricht.

„Niemand, sagt Jesus, kann in das Haus des starken Mannes einbrechen und es bestehlen, wenn er nicht den starken Mann bindet.“

Was heißt das? ich will es übersetzen: „Niemand kann in Gottes Haus, in die Welt, eindringen, und Schaden darin anrichten, ohne Gott überwunden zu haben.“ Ist das richtig?

Wenn nun aber Niemand Gott binden, überwältigen kann, so kann auch Niemand wider seinen Willen Schaden anrichten. — Wenn also Schaden geschieht, so hat es Gott gethan.

Wollt



I. Abschn. Das Uebel ist Gottes Werk. 5

Wollt ihr nicht sagen — gethan, gewollt; — gut; saget — zugelassen. Bedenket aber, daß Gott allmächtig ist, alles weiß, alles vorher gesehen hat. Und nun saget: Wer das Uebel vorher sieht, es abwenden kann, und doch nicht abwendet, gibt der nicht zu dem Uebel seine Einwilligung? Will er das Uebel nicht? Ihr sehet, z. B. daß euer erzürnter Sohn einen Stein in der Hand hat, ihr wisset, daß er niemals sein Ziel verfehlt, ihr seht von fern seinen Gegner kommen; ihr wisset also, daß euer Sohn jenen verwunden wird. Ihr stehet dabei, ihr dürft nur verbieten, auß höchste den Stein eurem Sohn aus der Hand nehmen — ihr thut es aber nicht, und der Schaden geschieht. Habt ihr es nicht gewollt? Und wenn Klage entstünde, würdet ihr nicht zur Verantwortung und zum möglichen Ersatze gezogen werden? Sehet ihr selbst, ob dieses Gleichniß nicht auf Gott paßt!

Also hat Gott das Uebel gewollt, gethan.

Und — es freuet mich, daß Er's gethan hat; denn nun weiß ich, daß es nur dem Scheine nach, und nicht in der That, Uebel ist. Hier sind meine Gründe:

Gott ist göttig und weise — Weisheit und Güte sind unzertrennlich, zumal wenn



kein Bedürfnis statt findet. Die Weisheit und Güte des Schöpfers leuchten in der Schöpfung hervor. Und selbst durch das Uebel, wenn ich auch die Absicht desselben nicht entdecken könnte, laß ich mich nicht irre machen. Denn ich sehe, daß nicht das Uebel, sondern daß Güte Absicht und Endzweck ist; das Uebel ist nur Nebensache, nur Zufall, wenn ich so sagen darf. Gottes Güte bleibt mir dabei unzweifelhaft.

Ein gütiges Wesen kann aber nimmermehr das Uebel als Endzweck wollen. Als Mittel kann es solches wohl gebrauchen. — Ein Vater legt ja wohl seinem geliebten Sohne Leiden auf — Niemals aber kann das Uebel die letzte Absicht des allgütigen Wesens seyn; es wäre ein Widerspruch. Aus Unwissenheit irrt der Mensch oft; aus Schwachheit, aus Bedürfnis und Leidenschaft thut er zuweilen, wider besseres Wissen und Wollen, Böses — bei Gott aber kann keine Irrung statt finden; seine Macht, seine Weisheit machen ihm das Böse unnütz und den Irrthum unmöglich; und seine Güte macht ihm das Gute nothwendig. Also

„Was Gott thut, das ist wohl gethan;“  
alle seine Werke sind gut.

Er



I. Abschn. Das Uebel ist Gottes Werk. 7

Er hat das Uebel, was in der Welt ist, gewollt, gethan. Also muß auch das Uebel, gut seyn: und weil es an und für sich nicht gut ist, so muß es Gutes erzeugen. Dieser Schluß ist nothwendig.

Leibnitz sagte: Alles ist gut; er suchte das Uebel zu entschuldigen und Gott zu rechtfertigen. Eigentlich sollte er nach seinem Systeme sagen: Alles ist, des Uebels ohneachtet, gut. Ich gehe weiter, und spreche: Alles ist gut, auch das Uebel; das Uebel ist ein Theil der Güte der Welt. Leibnitz erklärte das Uebel für einen nothwendigen Anhang des Guten; das thue ich auch; thue hierin aber noch einen Schritt, und behaupte, daß es ein Werkzeug, eine Quelle des Guten ist. Ja, wenn ich mich nicht irre, so ist es eine reiche Quelle des größten, wünschenswürdigsten Gutes.

Schon die Stoiker führten eine ähnliche Sprache. „Da alles, was geschieht, sagen sie, in Gott und durch Gott geschieht, Gott aber das weiseste und gütigste Wesen ist; so wird auch die Welt nach einer wohlthätigen Absicht regiert. Geschieht es zuweilen, daß gewisse Dinge einzelnen Theilen der Welt unangenehm sind, so sind sie doch, gleich bittern,



aber heilsamen Arzneien, dem Ganzen nützlich: was aber dem Ganzen nützlich ist, das ist auch seinen Theilen nicht schädlich. Weder durch Gott, noch durch die an sich todte Materie kann also ein Uebel in die Welt kommen.

## II. Abschnitt.

Durch das Uebel lernt man das Wohlseyn fühlen.

---

### I. Kapitel.

Das Uebel erhöht das Gefühl des Wohlseyns.

Es ist gewiß, daß man den Werth eines Gutes nicht eher fühlt, als bis man dessen beraubt ist. Der Gesunde fühlt seine Gesundheit nicht. Durch die Vergleichung seines Zustandes mit der Krankheit, der Schwäche, den Leiden Anderer kann er sein Glück wohl erkennen; aber diese Erkenntniß ist nur kalte Anschauung, nicht inniges, erfreuliches Gefühl. Ganz anders empfindet der Genesende die Gesundheit. Jede Bewegung, die er jetzt wieder, nach langer Beraubung seiner Kräfte, machen kann, jeder erneuerte Eindruck in seine Sinne,

Stimme,



II. Abschn. Uebel lehrt Wohlsehn fühlen. II

Sinne, entzückt ihn. Die Sonne scheint ihm  
heiterer, die Luft ist balsamischer, die Bäume  
sind grüner, die Welt ist ihm vergnügt. \*)

A 5

Der

\*) O jours de la Convalescence!

Jours d'une pure Volupté!

C'est une nouvelle naissance,

Un rayon d'immortalité!

Quel feu! tous les plaisirs ont volé dans mon ame,

J'adore avec transport le céleste flambeau;

Tout m'intéresse, tout m'enflamme,

Pour moi l'Univers est nouveau.

Sans doute que le Dieu, qui nous rend l'existence,

A l'heureuse Convalescence

Pour de nouveaux plaisirs donne de nouveaux

sens;

A ses regards impatiens

Le cahos fuit; tout naît; la lumière commence;

Tout brille des feux du Printems;

Les plus simples objets, le chant d'une fauvette,

Le matin d'un beau jour, la verdure des bois,

La fraîcheur d'une violette,

Mille spectacles, qu'autrefois

On voyoit avec nonchalance,

Transportent aujourd'hui, présentent des appas

Inconnus à l'indifférence,

Et que la foule ne voit pas.

Tout s'emousse dans l'habitude,

L'amour s'endort sans volupté,

Las des mêmes plaisirs, las de leur multitude,

Le sentiment n'est plus flatté;

Dans le fracas des jeux, dans la plus vive Orgie,

L'esprit



Der Reiche, der immer im Ueberfluß gelebt hat, nuzet seinen Reichthum, ohne ihn zu

L'esprit sans force et sans clarté  
Ne trouve que la léthargie  
De l'insipide oiliveté.

Cléon, depuis dix ans de fêtes et d'yvresse  
Frais, brillant d'embonpoint, ramené chaque jour  
Entre la jeunesse et l'amour,  
Dans le néant de la molesse  
Dort et végète tour à tour.

Lifis depuis long tems plonge dans les ténèbres  
Entre Hypocrate et les ennuis  
Libre de leurs chaines funèbres,

Vient de quitter enfin leurs lugubres reduits ;  
Observe les tous deux dans une même fête :  
Cléon n'y paroitra que distrait ou glacé ;  
Tout glisse sur ses sens, nul plaisir ne s'arrête  
Au fond de son coeur émouffé.

Tout charmera Lifis: cette Nymphe est plus belle,  
Cette Syrène a mieux chanté,  
D'un plus aimable feu ce Champagne éteincelle,  
Ces Convives joyeux font la troupe immortelle.  
Cette Brune charmante est la Divinité.

Cléon est un Sultan, qu'un bonheur trop facile  
Prive du sentiment, des ardeurs, des transports ;  
En vain de cent Beautés une troupe inutile  
Lui cherche des desirs: infructueux efforts!

Mahomet est au rang des morts.

Lifis dans ses ardeurs nouvelles

Est un voyageur de retour ;

Eloigné des Jeux et des Belles,



II. Abschn. Uebel lehrt Wohlseyn fühlen. 11

zu genießen; die Annehmlichkeiten seines Zustandes rühren sein Herz nicht. Man wird — und zwar nur allzubald — alles müde. — Ganz anders fühlt derjenige die Süßigkeiten des Wohlstandes, der vorher arm gewesen, oder sonst in einer Lage gewesen ist, wo er diese Bequemlichkeiten nicht genießen konnte.

Eben so verhält sich mit der Ruhe der Seele, mit der Freundschaft, mit der Liebe; kurz, mit allen Gefühlen; sie verliehren, so wie die sinnlichen Eindrücke, durch die Gewöhnung und den langen Genuß, ihre ganze Kraft.

Nach einem strengen, rauhen Winter ist der erste Blick des Frühlings unaussprechlich schön. Bald aber verschwindet dieser Reiz; und wenn die Natur in voller Pracht glänzet, fühlen wir ihre Schönheiten nicht mehr; das innige Gefühl ist dahin. Ein Ungewitter belebt von neuem alles.

Lange

Le plus triste Vaisseau fut long tems son séjour.  
Il touche le rivage; à l'instant tout l'invite,  
Et pour Lisis dans ce beau jour  
La première Philis des hameaux d'alentour  
Est la Sultane favorite,  
Et le miracle de l'amour.

Gresset.



Lange Ruh versenkt das Herz in Mattigkeit, in empfindungslosen Schlummer. Wir bedürfen Abwechslung, Aufmunterung; wir müssen aus dem Schlummer erschüttert werden. Der Wechsel des Guten reicht nicht zu, uns zu wecken, er hat keinen Stachel. Nur der Unfall, der Schmerz, muntert uns auf, und macht unsre Kräfte rege.

„Vergangnes Leid muß Wohlseyn fühlen lehren;  
 „Wer nie gedarbt, ist ohne Freude reich.“

Zaller.

Mit allen unangenehmen Empfindungen ist es eben so, wie mit dem Hunger, beschaffen. Dieser würzt die Speisen; jene den Genuß. Ohne den Hunger ist auch die leckerhafteste Speise unschmackhaft; ohne gelitten zu haben findet man an den Freuden des Lebens wenig Reiz.

## II. Kapitel.

---

Ohne das Uebel würde man das Wohl gar nicht fühlen.

Nicht allein hebt das Uebel das Gefühl des Guten, sondern es erzeugt dieses Gefühl. Das heißt: ein Mensch, der niemals gelitten hätte,  
 der



## II. Abschn. Uebel lehrt Wohlseyn fühlen. 13

der immer im Wohlstande gewesen wäre, könnte sich von seinem Wohlstande, durch Nachdenken und Vergleichung mit Andern, zwar wohl einen Begriff machen; aber fühlen würde er eigentlich dabei nichts. Ja selbst um sich einen Begriff von seinem bessern Zustande zu machen, ist es nöthig, daß er ihn mit dem schlechteren Zustande Andern vergleichen könne. Mit- hin ist das Uebel selbst zur Einsicht des Guten nothwendig.

Das Uebel hat keine andre Kraft, als die, welche wir selbst, durch den Begriff, den wir davon haben, durch unsre Furcht und unsre Ungeduld, ihm geben. Eben so hat das Wohl nur den Werth, den wir ihm durch Vorstellung und Gefühl beilegen. Die Realität, das Physische, thut in allen Fällen wenig Wirkung. Unser Gefühl ist jedesmal das Maas unsers Leidens und unsers Wohlseyns; und unser Gefühl hängt von unsern Vorstellungen, von den Begriffen ab, die wir uns von Glück und Unglück, von Ehre, von Begünstigung und Vernachlässigung machen. Wenn wir uns an die Stelle des Kamtschadalen oder Feuerländers denken, überfällt uns ein Schauer. Der Kamtschadal und der Feuerländer aber sind zufrieden: sie wissen nicht anders. Der Italiäner, welcher vielleicht den schönsten Theil der  
Erde



Erde bewohnt, fühlt seine Vortheile nicht. Und wenn er nicht wenigstens von minder beglückten Himmelsstrichen hörte; wenn er nicht auch dann und wann rauhe Luft fühlte und trübe Tage sähe; so würde er von den Annehmlichkeiten seiner heiteren Tage keinen Begriff haben. Also fühlen wir Gutes und Böses nur nach dem Maasse, als wir solche schätzen. Wenn das ist, so wird es mir leicht zu beweisen seyn, daß es ohne Nebel gar kein Glück für uns geben kann.

So lange man seinen jetzigen Zustand nicht messen kann, kann man sich keinen Begriff von seinem Werthe oder Unwerthe machen. Messen aber kann man ihn nur durch Vergleichung. Vergleichung mit andern gibt den Begriff des Vorzuges; nur die Vergleichung mit seinem eignen Gefühle gibt das Gefühl des Glücks und Unglücks. So fragte ein Jüngling seinen Hofmeister, bei einem Feste: Habe ich viel Vergnügen? Diese Frage, welche in dem Munde eines jungen Menschen lächerlich klingt, ist sehr gegründet. Nur beweist sie, daß der Jüngling in dem Vergnügen ein Neuling seyn mußte. Ein solcher Jüngling ist, zumal für uns, eine seltne Erscheinung; deswegen kommt er uns so lächerlich vor.

Aber,



## II. Abschn. Uebel lehrt Wohlseyn fühlen. 15

Aber, ohne Vergleichung, mithin ohne Leiden, würde der Mensch doch Wohlbehagen empfinden, und folglich Glück genießen! — Falsch. Sein Wohlbehagen wäre ganz matt — ein bloßer Zustand, kein Gefühl — denn er hätte es immer genossen. Gewohnheit aber macht jedes Gefühl stumpf; und dann würde er auch seine Gefühle nicht schätzen, ihren Werth nicht einsehen; es wäre ihm das ewige Einerlei. — Die Kalpassete. \*) Und wenn ein solcher auch einiges Wohlbehagen fühlte, so wäre dieses Gefühl schwach, es verdiente nicht Glück genannt zu werden.

Wenn man also Glück genießen, empfinden will, muß man es schätzen können; und um es schätzen zu können, muß man es lernen.

Und wie soll man es lernen? Glück ist Verhältniß; denn der Reiche, z. B. findet sehr schlecht, was dem Armen vortreflich scheint. Verhältnisse aber kann man nur durch Vergleichung erkennen. Womit soll man nun den Glück

\*) Comme ils font toujours bien, leur joie est tout usée,

Vous ne les voyez plus jeter une risée.

Il leur faudroit du mal et du travail parfois.

Gressat.



glücklichen Zustand vergleichen? Mit einem minder glücklichen? Gut; allein der Abstand von einem zum andern wird gering, und der Eindruck nur schwach seyn. Ich werde das ganze Maas des Glücks nicht kennen, weil ich die niedrigste Stufe desselben, welche mir zum Maasstabe der andern dient, nicht als Glück, sondern bloß als Zustand, und vielleicht wohl gar als ein Uebel betrachten werde. Wer den Gipfel eines Berges von dem Bett desselben, der schon ein Berg ist, ausmisst, der verliert von der wahren Höhe des Gipfels die ganze Höhe des Bettes, und denkt nur einen unbedeutlichen Hügel vor sich zu haben. Also verliere ich bei der Schätzung des Glücks viel, wenn ich es nur von dem Wohlstande an rechne. So z. B. wer die Gesundheit und die gewöhnliche Manneskraft für einen bloßen Zustand hält, und nur höhere, seltene Kraft ein Glück schätzt, wie wenig wird der Glück finden? Wer sein gewöhnliches reichliches Auskommen für nichts achtet, und nur das Fernere zufällige ein Glück nennt, wie viel Glück wird er berechnen? Und so ist es mit der Schätzung des Guten beschaffen. Leben, Gesundheit, Kraft, reichliches Auskommen, alles, was gewöhnlich ist, wird für einen bloßen Zustand gehalten; nur das Mehrere heißt Glück; und was darunter

ter



ter ist, heißt Uebel. So sind die Menschen beschaffen, ob sie gleich täglich Leiden vor Augen haben, und manchmal selbst erfahren; was wäre es dann, wenn sie keine Leiden hätten?

„Wenn alles in der Welt gut und schön wäre, sagt Voltaire, so ist augenscheinlich, daß man nichts bewundern würde: man würde bloß genießen — (ja physisch genießen, ohne Erkenntniß und Bewußtseyn seines Zustandes) „Würde man aber im Genuß Vergnügen empfinden? Das ist eine große Frage\*) „Mir deucht, die Frage ist entschieden, und zwar aus der Erfahrung. Nein, wir würden kein Vergnügen haben. Empfinden, fühlen wir ein merkliches Vergnügen bei dem Genuß einer unterbrochenen Gesundheit? Ist unser Vergnügen, wenn wir unser Glück hierin bedenken, mit dem Glück in Verhältniß?

Und wenn auch nur das Bewundern darüber verlohren ginge, so hätten wir vieles  
ver-

\*) Si tout étoit beau et bon, il est clair, qu'on n'admireroit plus rien; on jouiroit. Mais auroit-on du plaisir en jouissant? C'est une grande question (Questions sur l'Encyclopédie, Art. *Rare*.)



verlohren. Die Bewunderung erhebt die Seele. Daß

Nil admirari

klingt ganz gut in der Stoischen Philosophie? ob es aber das Glück, die Beredlung des Menschen, befördern möchte, daran ist sehr zu zweifeln.

Aber auch mit diesem Vorschlage, das Glück mit dem bloßen Wohlstande zu vergleichen und zu messen, würden unsre Klagen, unsre Unzufriedenheit, nicht gehoben werden. Gewiß würde der Mensch über sein geringes und seltenes Glück klagen, und den bloßen Wohlstand als ein Uebel ansehen. Nennen wir nicht schon eine Verminderung des Glücks Uebel? Was würden wir dann thun, wenn wir nichts schwereres kennten, als Verminderung des Glücks? Man höre das Wehklagen eines Höfings, den die Ungnade seines Fürsten auf ein schönes Landgut verwies. \*)

Will

\*) Wie ängstlich wimmert nicht ein Büßte, da er auf Befehl Ludwigs auf seinem Gute sitzen muß, und nicht am Hofe erscheinen darf! Was hatte er denn zu klagen und zu jammern? Es war ihm kein Uebel widerfahren; aufs höchste genommen, gieng ihm einiges Glück ab. (Man sehe Ovids Klagelieder.)



## II. Abschn. Uebel lehrt Wohlseyn fühlen. 19

Will man also Glück erkennen und schätzen, so muß wenigstens Verminderung des Glücks statt finden, und diese Verminderung wird Uebel heißen. Will man es ganz kennen, ganz genießen, so muß man auch Misbehagen fühlen. Das Uebel ist also zu unserer Glückseligkeit unvermeidlich.

„Aber, wenn es so ist, wird man sagen, so muß das Uebel in alle Ewigkeit unser Wohlseyn unterbrechen, unsre Glückseligkeit vergallen, um uns solche fühlen zu lehren? Auf diese Art ist keine reine Glückseligkeit für den Menschen zu erwarten.“

Der Schluß ist wohl nicht richtig. Das Uebel mußte den Menschen das Wohlseyn erkennen und fühlen lehren. Ist einmal unsre Einsicht zur Reife gelangt, ist unser Gefühl gebildet, dann wird nach dieser Theorie das Uebel entbehrlich, dann kann vielleicht eine reine Glückseligkeit statt finden. Wir wachsen ja immer, selbst durch den bloßen Fortschritt der Natur, an Erkenntniß; unsre Fähigkeiten entwickeln sich ja beständig; daher können wir hoffen, einst von Leiden frey zu seyn.

Und dann sind Leiden nicht immer an und für sich ein Unglück. Es kommt alles darauf



an, wie wir solche zu ertragen wissen. Der Eine ist unglücklich, wenn er sich mit einer Nadel geritzt hat. Saint Hippolite verliert den Arm, er liegt in seinem Blute. Sein Sohn beklagt das Unglück: Klage nicht über mich, sagt der Held; da liegt der, über den wir klagen müssen. Wem fällt hier nicht die heldenmüthige Geduld und Seelenruh Jesu ein: Ihr Töchter Jerusalems, weint nicht über mich; weint über euch und eure Kinder. Es wäre leicht, hier eine Menge von Beispielen der Geduld und der Standhaftigkeit im Leiden anzuführen, viele sind bekannt, ich kann auf die alte und neue Geschichte verweisen; die rohen Völker geben vortreffliche Muster ab.

Leiden ist also für den, der solche zu ertragen weiß, der mit Klugheit, Geduld, festem Muth, ihnen entgegen steht, kein Unglück. Gesetzt also, Leiden waren in jenem Leben, in der Ewigkeit, nöthig, um uns das Glück fühlen zu lassen; so wären diese Leiden noch kein Unglück. Denn sollten wir durch die Prüfungen dieses Lebens nicht so viel Einsicht, so viel Reife des Verstandes, so viel Muth und Tugend gewonnen haben, um mit einer Standhaftigkeit zu leiden, wovon uns, ich sage nicht Weisen und  
Hels



Helden und heilige Männer, sonderu Huronen und Kanibalen, ja selbst Thiere, ein bewundernswürdiges Beispiel geben? Haben wir nun Geduld gelernt, nun, so werden die etwanigen Leiden unsre Gemüthsruhe, und mithin unsre Glückseligkeit, nicht stören.

III. Kapitel.

---

Das negative Uebel erhöht sehr unsern Genuß und unsre Kräfte.

Negatives Uebel ist Mangel des Guten; und dieser Mangel ist eine der ergiebigsten Quellen unsrer Glückseligkeit.

Wie oft mögen die Menschen gegen den Schöpfer geklagt haben, daß er uns nicht, wie die Thiere, mit Speise, mit einer zureichenden Bedekung, mit Waffen zu unsrer Sicherheit, versehen hat! Aus unsrer Blöße, unserm Mangel, unsrer Wehrlosigkeit, folgt die Nothwendigkeit, mit sauerm Schweiß zu arbeiten, welche die Menschen als eine Plage, als die Strafe des Menschlichen Verderbens, ansehen.

Wer nicht ganz ohne Nachdenken über den Gang der Dinge dahin lebt, muß sich wundern,



bern, daß ein so grundloses und schädliches Vorurtheil so allgemein sich verbreitet und so lange sich erhalten hat. Die tägliche Erfahrung, unser eignes Gefühl, lehrt uns, daß die Nothwendigkeit der Arbeit eine der größten Wohlthaten des Schöpfers ist. Ich bitte den Leser folgenden auf Erfahrung beruhenden Grundsatz wohl zu beherzigen; er ist von großem Nutzen für unsre Zufriedenheit.

Der Genuß eines Gutes beseligt uns weniger, als die Erwartung, die Zubereitung, die Verfertigung dieses Gutes.

Der Mann, der ein Werk unternimmt, empfindet bei der Bearbeitung desselben viel Vergnügen, er denkt, er sucht, er strengt seine Kräfte an, er arbeitet mit Eifer. Ist die Arbeit fertig, so bleib sie oft ungebraucht und ungesehen liegen. Wer ein Haus baut, beschäftigt sich mit dem Plan, besteht tausendmal den Riß, sieht mit Freude das Gebäude sich der Vollendung nähern, besucht es fleißig, fragt die Arbeiter, wann es fertig seyn wird. Steht es denn einmal in seiner Vollkommenheit da — — Noch eine kurze Zeit wird



wird es der Besitzer besuchen; bald aber wird ers vergessen haben, vielleicht sieht ers nun nicht mehr, als wenn seine Geschäfte ihn von ungefehr da vorbei führen, oder um es einem Freunde zu zeigen.

Mancher legt eine Bibliothek an, freut sich des Zuwachses; er hat vortrefliche Werke erhalten, stellt sie auf, besieht sie oft, liest keines, vergift diese, sucht andre auf, mit welchen ers eben so machen wird.

So mit Cabinetten, Naturalien, und Kunstsammlungen, Bildergalerien, Gärten, und allem, was der Mensch so eifrig sucht.

Und so mit der Freude. Die Zubereitungen zu einem Feste und die Erwartung desselben erfreuen den Menschen mehr als der volle Genuß. Nach vieler Arbeit, mannigfaltigen Zurüstungen, kommt endlich der erwartete Augenblick: nun ist er da — Ich bitte aber einen jeden in sich selbst zu gehen, und zu beobachten, was er fühlt. Kein Augenblick erfüllt ganz die Erwartung, man hofft den Genuß noch immer von dem folgenden Augenblicke, bis endlich Ermüdung oder Langeweile der Hofnung und dem Feste ein Ende macht.

Und das stärkste Gefühl des Menschen — die beseligende Liebe — wie ist es mit ihr beschaffen?



schaffen? Eben so, wie jedem andern Gute. Erwartung, Bestreben, Hofnung, sind weit reizender, als der Genuß selbst. Die Schwierigkeit würzet den Genuß. Sobald das Ziel erreicht ist, ist alles matt.

Mahomet est au rang des morts.

Dieses gilt auch von den edelsten Vergnügungen des Geistes. Ich hätte Newtons Freude fühlen mögen, als er seine Theorie von der anziehenden Kraft suchte, als er Beobachtungen anstellte, um seine Muthmaßungen zu bestätigen, als er die Wahrheit erblickte. Da beseligte ihn seine Entdeckung. Als er aber sein Buch geschrieben und die Wahrheit hatte, dann wird er diese Freude nicht wieder empfinden haben.

Nous ne cherchons jamais les choses, mais la recherche des choses, sagt Pascal. Ein sehr merkwürdiges Wort!

Also ist Erwerb, Zubereitung, Erwartung, der größte Theil unsers Genusses, unsrer Glückseligkeit.

Worauf kommt es denn nun an, daß wir des größten Vergnügens, der höchsten Glückseligkeit theilhaftig werden? Nicht wahr, darauf,



auf, daß wir die Dinge nicht haben, damit wir solche erwarten, hoffen, erwerben, machen können? Also auf Nicht haben, auf Vererbung, auf Mangel, Blöße, Schwachheit, mit einem Wort, auf negativem Uebel beruht unser größtes Glück.

Ohne diesen wohlthätigen Mangel würden wir in Trägheit oder Langerweile schwachen; und die Langerweile ist die schwerste Plage des Menschen, so wie Trägheit die größte Seelenkrankheit ist. Wir können nicht müßig gehen, unthätig seyn, wir suchen immer Geschäfte, nicht sowohl um der Geschäfte, als der Geschäftigkeit willen; mehr um den trägen Müßiggang zu vermeiden, als die Vortheile zu erwerben, welche die Arbeit uns gewährt. Was wir doch ansingen, wenn wir alles hätten?

„Wir würden uns vergnügen, sagt man; wir würden in muntern Ergötzungen, mit besserem Erfolge, als in der ersten Arbeit, unser Vergnügen suchen.“ Wohl gesagt. Aber können uns die Ergötzungen vor der Langerweile schützen? Nicht immer. Wir sehens ja an denen, die kein Geschäft haben. Die Ergötzungen strengen die Kräfte übermäßig an, also können sie nicht lange dauern; sie erfordern Ruhe, öftere, lange Ruhe.



Il faut un intervalle, un repos aux plaisirs. Wer kann die Vergnügungen so lange, als die Arbeit, aushalten? In diesen öfteren langen Ruhezeiten würde die Langeweile uns ergreifen, und desto härter plagen, je mehr wir durch Uebermaas, durch Anhalten des Vergnügens, solche zu verschrecken gesucht hätten.

„Nun, so könnten wirs so machen, wie die Neger und Amerikaner, die weder Arbeit noch Ergözung verlangen, und in der unthätigsten Ruhe, ohne Bewegung, ganze Tage lang auf einem Flek sitzen können.“ Freilich würde es uns ohne die Arbeit eben so, wie den Negern und Amerikanern und allen rohen Völkern, gehen. Diese Ruhe aber wäre nicht Genuß, nicht Glückseligkeit, sondern Empfindungslosigkeit, eine Art von Schlummer und Betäubung, in welcher die Trägen ungefehr so, wie die müßigen Völker, ihr Leben hintaumeln. Sie empfinden die quälende Langeweile nicht; sie empfinden gar nichts.

Solche Menschen verschlummern auf diese Art ihr Leben, eben aus dem Grunde, weil ihre Kräfte durch keine Arbeit in Bewegung gesetzt, geübt, gestärkt, und durch keinen Mangel gereizt werden. Was wir mehr sind, mehr haben,

ben,



ben, mehr empfinden, als der Kanibale, das haben wir unserm Mangel zu verdanken.

Dadurch, daß der Schöpfer nicht, was wir bedürfen, uns geschenkt hat, sondern uns solches zu erwerben überläßt, gewinnt unser Genuß und unsre Glückseligkeit noch auf eine andre Art einen beträchtlichen Zusatz. Was wir erworben, was wir verdient, was wir gemacht haben, das erfreut uns bei dem Besitz, und zwar mit Recht, weit mehr, als was wir von der Güte des Zufalls erhalten. Wer durch Thaten den Adel errungen, durch Fleiß und Geschicklichkeit Reichthümer gesammelt, durch eigne Arbeit, Gelehrsamkeit oder Geistesstärke erlangt hat, ist dabei weit glücklicher, als derjenige, welcher seinen Adel, oder seinen Ruhm, und seine Güter von seinen Eltern geerbt, oder von geschickten Erziehern, ohne sein Wissen, mit geringer Arbeit zu seinen Geistesvorzügen erhoben worden ist. Der Besitz ist ihm nicht allein Genuß, sondern Bestätigung seiner Kraft, Beweis seines Fleißes und seiner Tugend, ein immerwährendes Zeugniß von seinem wahren innern Werthe. Und dieses Zeugniß geht über allen Genuß.

Es war also eine große Wohlthat Gottes, daß er uns schwach, bloß, bedürftig und wehrlos



los bildete. Mangel ist die Quelle vieler unschätzbaren Güter.

IV. Kapitel.

Ein auffallendes Beispiel  
zur Bestätigung.

Die Industrie und Thätigkeit des Menschen gehet jederzeit nur so weit, als seine (wahre, oder eingebillete) Bedürfnisse, wenn man nicht auf einzelne Menschen, (denn Ausnahmen gibt es überall, weil wir die wahren Gesetze nicht finden, und alle Verhältnisse nicht überschauen können:) sondern auf ganze Nationen siehet. Mit allen seinen Lebenskräften bedarf der Mensch immer eines Sporns zur Thätigkeit. Von diesem letzten Grundsatz werde ich in der Folge dieses Werkes ein mehreres sagen, und einen ferneren Gebrauch machen.

Auf dem Kap an den Ufern des Senegals, des Orenoko und des Amazonenflusses, findet der ungebildete Eingeborne sehr leicht, was er zur Erhaltung seines Lebens, und was er bei seinen eingeschränkten Kenntnissen und Gefühlen für die Befriedigung seiner Begierden nöthig hat. Ein wenig Reis, das mit weniger Mühe von der Erde erhalten wird, fischreiche Flüsse und Seeküsten, setzen den Menschen ohne Arbeit



## II. Abschn. Uebel lehret Wohlseyn fühlen. 29

Arbeit in Ueberfluß. Die Milde des Himmels macht ihm jede künstliche Decke übersäßig. Einige Lumpen, Stücke von Thierfellen, eine Leimhütte, reichen vollkommen zu. Auch sind diese Völker ihrer Stärke, ihrer Gesundheit ohnerachtet träge; freilich wissen sie in der Noth eine Kraft, eine Behendigkeit zu finden, eine Industrie zu zeigen, die uns in Erstaunen setzt. Da aber der Nothfall sich äußerst selten ereignet, so verschlummern sie den größten Theil ihres Lebens in der für uns unerträglichsten Unthätigkeit. Ihre Geschicklichkeit reicht zu ihren Bedürfnissen zu, geht aber nicht um den geringsten Grad weiter.

Unter diesem Gesichtspunkte durchlaufe man den ganzen Erdboden; überall wird man finden, daß der Mensch nur das ist, was ihn die Natur und seine Lage zu seyn zwingt. \*)

In Grönland, Nordamerika, Terra del fuego, auf den südländischen Inseln, findet man die Bestätigung dieses Grundsatzes.

Vor

\*) In Paris ist 1764 ein Werk herausgekommen, unter dem Titel L'Homme éclairé par les besoins. Ein schöner Gegenstand. Wenn ihn doch der Verfasser in seinem ganzen Umfange durchschaut hätte! Er hat ihn aber nur sehr oberflächlich berührt.



Vor allen aber trifft man in unserm Europa zwei Völker an, welche einen auffallenden Contrast gegen einander zeigen. Hier, das schönste Clima, ein Boden, der die vortreflichsten Früchte fast ohne Cultur in reichem Maaß hergibt; und — träge, elende Einwohner. Dort beim Mangel aller Nothdurft, ein thätiges, reiches und — wenn es seine Vortheile zu genießen wüßte — ein glückliches Volk. Wer erkennt in diesen wenigen Zügen nicht sogleich — Italien und Holland?

Drückende Armuth plagt den Italiäner auf einem gesegneten Boden. Freylich treffen mehrere Ursachen zusammen, die sein Elend vermehren. Aber die Trägheit ist nicht die geringste unter diesen Ursachen. Und woher diese Trägheit? Auch mit von den wenigen Bedürfnissen, und von der Leichtigkeit, die Bedürfnisse zu befriedigen. Eben so elend ist der Spanier, obgleich nicht so viele Quellen des Elends wider ihn sich vereinigen; aber er ist noch träger, als der Italiäner. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Milde des Himmels, nebst der reichen Ausbeute von Peru und Potosi, vermögen nicht, ihn aus seiner Armuth zu reißen.

Wenn man von da einen Blick auf die Moräste Hollands wirft; Welch ein Unterschied!  
Hier



II., Abschn. Uebel lehrt Wohlfeyn fühlen. 31

Hier sind, wie man es schon mehrmals gesagt, alle Elemente ungünstig, und scheinen wider den Menschen verschworen, oder, wie Ovid den alten Chaos beschreibt:

*instabilis terra, innabilis unda. \*)*

Der Boden, auf welchem nun blühende Städte prangen, mußte erst dem Meer entrissen, dann geschaffen werden; Amsterdam hat keinen andern Grund als den, welchen seine Einwohner schufen. Die dem Meer und den Armen des Rheins entrissenen Sümpfe mußten gereinigt werden, unzählige Canäle mußten erst das stehende Wasser ableiten, ehe der Mensch seine Wohnungen aufschlagen konnte. Noch immer kämpft der stolze Bewohner mit dem Meere, das ihm droht; er hat ihm Schranken gelegt. Nur eine unermüdete Wachsamkeit kann ihn schützen und vor dem Untergang bewahren. Sollte man wohl geglaubt haben, daß der Mensch je alle diese Schwierigkeiten überwinden, je den Muth haben würde, sich daran zu wagen?

Nach herculischen Arbeiten ist der Boden endlich bewohnbar geworden. Aber immer scheint

\*) Man konnte auf der Erde nicht stehen, und auf dem Wasser nicht schwimmen.



scheint er den Menschen mit Widerwillen zu tragen. Mit aller Kunst und allem Fleiß bringt er nicht — ich sage nicht, was das Leben erfreut, den Weinstock, das kühlende Obst — nein, er trägt nicht, was zur Erhaltung des Menschen unentbehrlich geworden ist, das Brod. Nur für das Vieh gibt er Futter. Alle Bedürfnisse des Menschen müssen von Nachbarn und aus der Ferne mit vieler Müß und schweren Kosten hergeholt werden. Selbst jenes Naturprodukt, womit sonst die Erde so freigebig ist, das Holz, welches der Holländer mehr braucht, als kein ander Volk, womit es sich gegen Himmel und Meer schützt, seine Wohnungen auf dem schwankenden Boden sichern, alle seine Bedürfnisse herbeischaffen, und ohne welches er kaum seine Nachbarn besuchen kann, findet er in seinem Gebiet nicht, er muß es aus der Ferne holen. Und dieses Land ist ein Paradies, es ist zum Erstaunen volkreich, überall sind große blühende Städte, die Einwohner sind reich, mächtig, glücklich.

Woher dieser auffallende Contrast von den Einwohnern zu dem Lande? Von der Industrie der Ersteren, von ihrem Fleiß, ihrer Arbeitsamkeit. Der Mensch ist hier zum Schöpfer geworden, weil ihm die Natur ihre Geschenke

ber.



II. Abschn. Uebel lehrt Wohlseyn fühlen. 33

versagte; Mangel, Zwang des Bedürfnisses, erhoben den Menschen zu der Größe, die wir an ihm bewundern. Sein Elend, seine Verlassenheit waren die Quelle seines Glücks.

„Hier (in Ungarn) fällt es einem stark auf, daß der Mensch nur immer destoweniger thut, je mehr die Natur für ihn gethan hat. Bloß der Kampf mit Schwierigkeiten entwickelt seine Kräfte, und nur die äußerste Noth kann ihn seiner natürlichen Trägheit entreißen. Der Bergschweizer troßt dem nackenden Felsen seinen Unterhalt ab, und hat unwirthbare Wildnisse in ergiebige und bewohnte Ländereyen umgeschaffen. Der Holländer hat den unverschleimten Sand des Rheins und der Maas, den ihm die See beständig streitig macht, in einen Garten verwandelt, indessen der beste Boden in Ungarn wüste liegt.“ \*)

„Wenn aber der Mangel in der That den Menschen zur Thätigkeit und Industrie erhöhe, so müßten alle Völker in ungünstigen Gegenden ausgebildet, betriebsam, geschickt seyn. Alle Bewohner der Eiszone, alle nordischen Völker, Lappen, Samoieden, Grönländer,

\*) Briefe eines reisenden Franzosen, 1 Band, S. 424.



„länder müßten nach ihrer Art Holländer seyn.  
 „Wäre das Bedürfniß der einzige mächtige  
 „Sporn zur Bildung, dann müßten alle Na-  
 „tionen unter milden Himmelsstrichen wie die  
 „Neger leben. Es verhält sich aber nicht so.  
 „Hingegen sind vor Alters die südlichen Völ-  
 „ker die kultivirtesten, und die nördlichen Bar-  
 „baren gewesen. Egypten, Chaldäa, Sy-  
 „rien, Phönizien, Griechenland, Carthago,  
 „Italien, waren die Sitze der Bildung der  
 „Künste und Wissenschaften. Germanien, ob  
 „es gleich rauh und unfruchtbar, und, nach  
 „des Tacitus Beschreibung, voller furchtbarer  
 „Wälder und schmutziger Sümpfe war; (Syl-  
 „vis horrida, paludibus foeda) so waren seine  
 „Einwohner doch Barbaren, so wie die Gallier  
 „und die Holländer.“

Ich sage ja nicht, daß die Noth die ein-  
 zige Triebfeder der Menschen sey. Sie ist aber  
 zuverlässig die erste und die mächtigste. Wenn  
 diese den Menschen geweckt und belebt hat, dann  
 können andre Triebe seine Thätigkeit erhöhen,  
 lenken, bestimmen. Es gibt ja auch andre  
 Bedürfnisse, als die Nahrung; Bedürfnisse  
 der Sicherheit, der Gegenwehr, u. s. w.,  
 welche sich alle durch Lage, Nachbarn, vor-  
 hergegangene Bildung, Weichlichkeit oder  
 Härte,



Härte, Festigkeit, Standhaftigkeit, Furcht, Mäßigkeit und Begierde des Volks, selbst verschiedenartigen und verändern lassen. Ohne das drohende Meer würde der Holländer wahrlich keine Dämme gemacht, und ohne den Sumpf nie Pfähle befestigt haben, um Amsterdam darauf zu bauen. In Egypten entstanden die Geometrie und die Rechenkunst, weil der Nil alle Jahre die Felder bedeckte und die Grenzen der Aecker verwirrte.

V. Kapitel.

---

Der Mensch hat mehr Mangel, als irgend ein anders Geschöpf.

Auch hat die allwältende Fürsorge den Menschen fast hilflos in die Welt gesetzt; von allen Seiten drückt ihn der Mangel. Er ist unter allen Bewohnern der Erde derjenige, der in allen Stücken am weitesten von seinem Ziel geböhren wird.

Er findet wenig Nahrung für sich in den mehrsten Gegenden, und in keiner reichen die Geschenke der Natur zu seinen Bedürfnissen zu, wenn er sich mehrt. Wollte er auch mit Eichel und Wurzeln vorlieb nehmen, so ist doch die fruchtbarste Gegend nicht vermögend, die Volksmenge,



menge, wie sie in Europa ist, zu erhalten. Kunst und Fleiß des Menschen müssen ihn vor Hunger und Verderben sichern, sonst ist er verloren.

So sehr auch der Mensch sich gegen die Luft abhärtet, so ist er doch nicht im Stande, die Hitze der einen und die Kälte der andern Himmelsstriche ohne Bedeckung zu ertragen. Der Neger und Hottentott müssen wenigstens ihre Haut mit Fett und Säften von Kräutern beschmierem, um der Gluth der Sonne zu widerstehen. Der Grönländer müßte ohne Pelz erstarren. So schlecht versorgte die Natur auch den geringsten Wurm nicht. In Norden haben die Thiere warme Pelze; unter dem Aequator sind sie mit einer dicken, undurchdringlichen Haut versehen, die durch Glätte die Sonnenstrahlen zurückwirft. Der Mensch aber hat in Norden und in Süden nichts, als eine glatte, dünne Haut von der Natur bekommen.

Es ist wahre Deklamation oder poetische Fiktion, wenn man sagt, daß der genügsame, unschuldige Mensch mit den Geschenken der Natur zufrieden seyn könnte. Das nicht einmal, wenn er zerstreut, wie das Reh, in Wäldern wohnte. Er müßte wenigstens einen Pelz haben. Die Nachbarn des Senegals haben

haben



## II. Abschn. Uebel lehrt Wohlfeyn fühlen. 37

haben wahrhaftig wenig Begierden, noch weniger Luxus; und doch bauen sie wenigstens etwas Reis, ob sie gleich eben nicht zahlreich in einem günstigen Lande wohnen.

Der Mensch soll der mächtigste auf Erden werden, und er wird als der schwächste und elendeste geböhren. Seine Schwachheit ist am größten und währt am längsten. Er soll der klügste werden, und wird als der dämme (man halte mir das Wort zu gut) geböhren. Ohne Kenntniß, ohne Geschicklichkeit, fast ohne Instinkt müßte er schnell umkommen, ohne die mitleidige Fürsorge Andrer.

Aus dem, was der Mensch wird und vermag, sieht man, daß er das Lieblingsgeschöpf des großen Gottes ist: aus dem, was er bei seinem Eintritt in die Welt ist, sollte man vermuthen, daß er der Auswurf der Natur ist. Woher dieser Contrast? Viele haben ihn bemerkt, wenige haben ihn enträthselt, weil sie ihn nicht von der rechten Seite betrachtet haben. Gerade durch diesen Mangel wollte der Schöpfer den Menschen zu der Würde, zu der Macht, zu der Glückseligkeit erheben, wozu er gelangen kann. Diese scheinbare Verlassenheit ist die Quelle seiner Veredlung, die größte Wohlthat des Schöpfers.



„Wenn die höchste Bildung aller ursprünglichen Kräfte des Menschen, wird man fragen, die Absicht der Natur war, warum läßt sie es bei einem so geringen Grade der natürlichen Ausbildung bewenden; warum hebt sie den Menschen nur auf die unterste Stufe der Cultur, und überläßt sie es ihm selbst, ob er nach Belieben höher steigen, oder allda für immer stehen bleiben wolle? Ich könnte diese Frage mit einer andern beantworten; warum eben die Natur in unsern Gegenden die Obstbäume nur zu derjenigen Vollkommenheit bringt, daß sie saure Holzäpfel und unschmackhafte Holzbirnen tragen, und warum sie es dem Menschen überläßt, sie durch Einimpfung und Cultur in den Stand zu setzen, bessere Früchte hervorzubringen?“

„Die Antwort auf beide Fragen scheint mir diese zu seyn. — Weil der Schöpfer des Weltalls wollte, daß sein Geschöpf, der Mensch, ein Schöpfer im Kleinen seyn, und nicht bloß die Verschönerung und Veredlung der Natur um sich her, sondern auch seine eigene Vervollkommnung und Veredlung, zum Theil wenigstens, seiner eignen Anstrengung zu verdanken haben sollte.“ \*)

Das

\*) Campe von dem Gleichgewicht der Kräfte in dem Menschen. Allg. Bey. 3ter Theil.



## II. Abschn. Uebel lehrt Wohlseyn fühlen. 39

Dadurch aber, daß uns Gott zu Schöpfern im Kleinen gemacht hat, vermehrt Er ungemein unsern Genuß und unsre Freude. Also ist der Mangel, worüber der Mensch so bitterlich, aber so unbedachtsam, klagt, in der That eine Quelle unsers Glücks, und eine der größten aber unerkanntesten Wohlthaten des Schöpfers. Ist es denn aber mit dem wirklichen Uebel, mit den Leiden und Unglücksfällen, auch so? Wir wollen sehen.

Bermuthen können wir es schon zum voraus. Die Weisheit Gottes hat gewiß Einheit in ihrem Plane und in der Verkettung der verschiedenen Mittel, solchen auszuführen, beobachtet. Wenn Mangel Veredlung und Glückseligkeit zur Absicht hat, so werden auch die Leiden eben diesen Endzweck haben. Alles, was Gott thut, ist wohlgethan.

## III. Abschnitt.

---

### Positive Leiden haben ihren Nutzen.

Schon lange hat man es erkannt, daß das Uebel und die Leiden manchen Nutzen haben; schon David spricht: „Es war mir gut, daß du mich mit Leiden heimsuchtest; denn dadurch



lernte ich deine Gebote halten. Jedermann erkennt den Nutzen mancher Leiden; der Vater straft den Sohn; das heißt: er legt ihm Leiden auf.

Den ganzen Umfang dieser heilsamen Lehre, von dem Nutzen des Uebels, hat man aber noch nicht eingesehen; er ist noch nicht so allgemein bekannt, als es zur Beruhigung der Menschen, zum wahren Glauben an Gott, zur Zuversicht zu ihm, nöthig wäre. Noch ist der Mensch viel zu verzagt; noch klagt er zu oft und zu ängstlich. O wenn ich doch seine Klagen mildern und seine Seele beruhigen könnte!

Das verspreche ich nicht, den Nutzen eines jeden Leidens, und des Leidens eines jeden einzelnen Menschen zu zeigen. Das muß man von mir nicht fordern. Wir sehen ja nicht alle Folgen eines jeden Dinges, wir können die Ursachen einer jeden Begebenheit nicht entwickeln. Wie weiß ich z. B. welchen Antheil dieses Unglück, diese besondre Krankheit eines Menschen, an seiner Bildung, an der Entwicklung seines Verstandes, an der Beredlung seines Herzens, gehabt hat? Fraget mich nicht, lieben Leser, warum dieser Zahnschmerzen, und dieser das Podagra hat; was das für einen Nutzen bringt? Das weiß ich nicht, warum gerade



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 41

gerade dieser damit geplagt seyn müßte. Gibt es denn keine wohlthätige Ursach seiner Leiden, so bald ich keine weiß? Vielleicht haben diese besondern Leiden eigentlich keinen Nutzen; vielleicht sind sie nur Folgen von allgemeinen wohlthätigen Gesetzen, so daß dieser ohne Nutzen und nur um deswillen leidet, weil es überhaupt gut ist, daß es Leiden gibt. So bekommt der erhitzte Wandrer das Fieber von dem wohlthätigen Regen, welcher die Erde fruchtbar macht und den Landmann segnet. Mancher mag auch keinen Nutzen von seinen Leiden haben, weil er sie nicht zu nutzen weiß; so leidet der Schwelger die Strafen seiner Schwelgerei vergeblich, weil er nicht klug genug ist, sich dadurch von seinen Irrungen abhalten zu lassen. Viele Leiden mögen entstehen, um nur andere größere Leiden zu verhüten. So entstehet ein quälender Husten, um die Unreinigkeiten auszuwerfen, welche sonst die Brust anfüllen und den Menschen tödten würden. Die Wohlthaten des Hustens sieht der Leidende nicht, weil er den dadurch abgewandten Tod nicht sieht. Das Fieber rettet den Kranken von einer schweren Plage. Weil aber diese Plage nicht sichtbar ist, weiß der Leidende nicht, welche Wohlthat das Fieber ihm gewährte, und klagt bitterlich über diese heilsame Erschütterung. Wenn der



Wandrer in Gellerts Fabel den Pfeil nicht gesehen, wenn der Sturm den Räuber von der Heerstraße verjagt hätte, so würde er bis zu Ende über das Ungewitter geklagt haben, weil er die Gefahr nicht gesehen haben würde, aus welcher der Sturm ihn rettete.

Ich kann mich also nicht auf alle Fragen, auf jedes besondere Uebel und Leiden, einlassen; nur überhaupt werde ich den Nutzen der Leiden zeigen können; und dieß soll mir gewiß gelingen.

Noch eins, lieber Leser, ehe ich weiter gehe: — Du erkennst den Nutzen der Leiden überhaupt für die Menschheit; was fragest du mich denn: warum dieß oder jenes Uebel Dich getroffen hat? Wenn es gut ist, daß es Leiden gebe; wie verlangst du für dich einen Freibrief? Und, Lieber, prüfe dich selbst; ist das nicht der allgemeine Grund deiner Klagen alle? Warum Mich — Mich? Dich oder Mich oder einen Andern — wir sind alle Menschen, alle gleich. Was die Menschen trift, kann auch Mich, auch Dich treffen. Wir können keine Vorrechte verlangen.



I. Kapitel.

Physischer Nutzen des physischen Uebels.

---

1. Artikel. Eine Naturerscheinung.

Ich habe schon von einigen symptomatischen Krankheiten gesagt, daß sie eigentlich keine Krankheiten, sondern Arzneien sind, wodurch die Natur den Zunder zu wichtigen Krankheiten wegschafft. Husten und Fieber hab ich nahmhafft gemacht; es mögen noch andre seyn, die ich nicht weiß; denn ich bin kein Arzt. Ich vermuthete aber, daß alle Arten von Ausschlag hieher gehören möchten, sowol als Podagra, wovon man sagt, daß es ein langes Leben verspreche; die Hemorrhoiden, welche die Brust vor Krankheiten bewahren sollen; die ofnen Schäden an den Beinen, u. a. m.

Hier ist aber ein merkwürdiges Faktum, welches mir in dieser Materie zu manchem Aufschluß verholfen hat.

Eine gewisse Raupe spinnt sich in ein Kokon ein, das an dem einen Ende offen bleibt. Die Oefnung ist aber mit Spizzen in Gestalt der Fischreuser versehen, durch welche Spizzen der neue Schmetterling sich mit Gewalt durchdrängen, und so mit Mühe ans Tageslicht arbeiten.



beiten muß. Warum gibt doch die Natur, durch Vermittelung der Raupe, dem armen Schmetterlinge so viele Arbeit? dachte ein aufmerksamer Naturforscher. \*) Um die Absichten des Schöpfers bei diesem sonderbar scheinenden Phänomen zu erforschen, nahm der Beobachter zwei solche Kokkonn, schnitt von dem einen die Keuser ab, und ließ den andern in seinem natürlichen Zustande. Beide Schmetterlinge kamen aus, der eine mit Mühe durch die Keuser, der andre ganz leicht. Und nun wahrlich, dieß verdient bemerkt zu werden! Der Schmetterling, der eine so leichte, so bequeme Geburt gehabt hatte, war — flügelahm!

Diese Erscheinung erklärte mir der Naturkundiger folgendermaßen.

Die Flügel des Schmetterlings liegen zusammengewickelt, so lange das Thier in seiner Hülle ist, und so nehmen die Flügel kein Blut in ihre Gefäße auf. Nach der Geburt müssen diese Glieder sich entwickeln, und durch das Blut Nahrung bekommen. Also muß das Blut in die Gefäße der Flügel dringen. Allein, dieß kann ohne einige Gewalt nicht geschehen, weil die Canäle eingewickelt, gedrückt und verschloß.

\*) Der Hr. Pastor Göhe in Quedlinburg, dem ich diese Beobachtung verdanke.



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 45

geschlossen sind, und das Blut in den freien Canälen des Leibes einen leichtern Umlauf hat. Woher aber kann der Druck kommen, wodurch kann die Anstrengung verursacht werden, welche das Blut in die Adern der Flügel zwingen soll? Das ist die Bestimmung der Keuser. Der Schmetterling muß sich durchdrängen, er arbeitet und strengt sich an, und treibt durch die Anstrengung das Blut in die unentwickelten Gefäße.

Was lernen wir daraus? Recht viel, wenn wir nicht bei dem Schmetterlinge, der uns im Grunde nichts angeht, stehen bleiben. Für euch, ihr liebenswürdigen Gefährtinnen unsers Lebens, ist die Lehre, die aus jener Beobachtung folgt, wichtig. Euch ist diese Betrachtung ganz besonders gewidmet. Ihr klagt, und mit dem scheinbarsten Rechte, über die Schmerzen und die Gefahren der Geburt. Wie aber, wenn diese Schmerzen, diese Noth, ein nothwendiges Mittel zu dem Leben und der Entwicklung eures geliebten Kindes wären? Dieses glaube ich. Schenket mir einen Augenblick ein gütiges Gehör.

Hat man euch noch nicht gesagt, daß das Kind im Schooße der Mutter nicht athmet; daß kein Blut in die Lungen desselben dringt; daß die Lungen ganz eingeschrumpft und zusammen-

menge.



mengedrückt sind; und daß das Blut in dem Herzen von einer so genannten Herzkammer in die andre fließt, anstatt daß es nachher durch die Lungen fließen soll? Wisset ihr vielleicht nicht, daß gleich nach der Geburt die Lungen sich ausdehnen, Luft schöpfen, und daß die ganze Masse des Bluts in dieselbe eindringen muß? Es muß, bei Vermeidung des Todes, in diesem kurzen aber wichtigen Augenblick eine große Veränderung geschehen. Die Gefäße, die zusammengeschrumpft waren, müssen sich öffnen; das Blut, das vorher in dem Herzen einen freien Durchgang hatte, muß diesen offenen Durchgang verlassen, und in unbequeme halbverstopfte Canäle dringen. Sollten da wohl nicht der Druck, der Drang, die Anstrengung, bei der Geburt, die euch so viele Schmerzen kostet, nöthig seyn, um diese Veränderung zu erzeugen?

Dies könnten uns die Herren Aerzte lehren, wenn sie auf den Gesundheitszustand solcher Kinder aufmerksam wären, die durch irgend ein Unglück, durch unnatürliche, leichtere Wege gebohren worden sind.

Gewiß hat der gütige und weise Schöpfer seinen Geschöpfen keine Last aufgelegt, die er ihnen, ihrer eignen Wohlfahrt unbeschadet, ersparen konnte.



2. Artikel. Kinderkrankheiten.

So mag es mit manchen Dingen beschaffen seyn, die uns unangenehm oder schmerzlich sind und schädlich scheinen. Wir sind noch lange nicht mit der Natur, der Bestimmung und der Verkettung der Dinge in der Welt, und selbst derer, die uns zunächst betreffen, bekannt genug, um die Absichten einer jeden Einrichtung einzusehen, und mithin ein entscheidendes Urtheil über Gutes und Böses, Nützliches und Schädliches zu fällen.

Vor allen Dingen aber halte ich die allgemeinen Kinderkrankheiten für ein Bedürfnis der Oekonomie des zarten menschlichen Körpers; dahin rechne ich Blattern, Masern und mehrere dergleichen Ausschläge. Sie sind nicht etwa in eine den Säften nöthige Fermentation, um solche zu reinigen, zu veredeln; sie sind ja so allgemein, daß die seltenen Ausnahmen keine Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen. Sie greifen den Menschen nur einmal an; denn die Aerzte wollen die vermeinten Beispiele von Leuten, die z. B. die Blattern zweimal gehabt haben sollen, nicht gelten lassen. Diese Betrachtung ist mein einziger Zweifel wider die übrigens so wohlthätige Inoculation. Wenn in der That die Krüss durch die  
Blat.



Blattern zur Oekonomie gehört, ein Mittel zur Vollkommenheit der Organisation ist, so wird sie allemal durch die natürlichen Blattern vollkommener geschehen, weil die Natur den rechten Zeitpunkt treffen und in das Innre der Organisation bringen kann, welches durch die Kunst vielleicht nicht geschehen mag. Uebrigens geschieht die Krüss allerdings nicht vollkommen, da die künstlichen Blattern nicht so, wie die natürlichen, ausbrechen und Eiter von sich geben. Doch ist dieses nur Vermuthung — und wir haben noch nicht Erfahrungen genug, um ein Endurtheil über die Einimpfung zu sprechen. Bis jetzt hat sie alles für sich.

Vielleicht wird man mir einwenden, daß die Blattern zur Oekonomie unsrer Natur nicht gehören können, weil sie eben keine alte Krankheit sind. Die Alten wußten von ihr nichts. Dieser Einwurf ist allerdings scheinbar, aber entscheidet nichts.

Die Oekonomie des Körpers bei den Alten war vermuthlich nicht dieselbe, als die unsrige; und hatte also andre Bedürfnisse, und andre Krankheiten. Die Aerzte lehren uns, daß es in jenen alten Zeiten Krankheiten gab, wovon wir zu unsern Zeiten nichts wissen. Ist's ein Wunder, daß wir Krankheiten haben,  
die



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 49

die den Alten unbekannt waren. Der Aussatz (lepra) war in Egypten und Syrien so gemein, als bei uns das Fieber; wir hören von dieser Krankheit nichts mehr. Die Aerzte sagen uns noch, daß fast kein eigentliches hitziges Fieber mehr zu finden ist. — Im Vorbeigehen gesagt, das ist eben keine Lobrede auf unser Zeitalter, und kein Glück für dasselbe. Wir haben kein hitziges Fieber, weil unsre Säfte ausgezehrt, weil unsre Fasern schlaff sind. Desto mehr aber haben wir faule Galen • Nervenkrankheiten, Schwindsucht und die leidige Hypochondrie. Kamps's Buch ist eine wahre — soll ich sagen Strafpredigt oder Satyre auf unsre Zeiten. Die erstaunliche Schwäche der Eingeweide, die er voraussetzt, beweiset unser Elend; und die Kuren, welche seine Methode glücklich zuwege bringt, sind redende Zeugen von der Wahrheit seiner Grundsätze.

Es kann also wohl seyn, daß die Blattern ein Bedürfnis unsrer Organisation sind, ob sie es gleich nicht vor tausend Jahren waren. Unsre Constitution ist ganz verändert; das beweiset der Wechsel der Krankheiten.



3. Artikel. Feuerspeiende Berge,  
Erdbeben.

In dem ersten Theile habe ich davon zu beweisen gesucht, daß diese schrecklichen Phänomene die Wirkung wohlthätiger Kräfte sind. \*) Hier will ich zeigen, daß die Phänomene selbst großen Nutzen bringen.

Es geschieht nichts ohne Bewegung; Bewegung ist Leben der Natur, Stillstand ist Tod. Die stille Luft wird pestilenzialisch, stehendes Wasser fault. —

Vermöge der Schwere streben alle Körper nach einem Centrum, d. h. nach Ruhe — denn, wenn sie das Centrum, oder eine stützende Oberfläche erreichen, bleiben sie unbewegt. Vermöge der Reibung und Collision der verschiedenen Kräfte in der Natur wird jede Kraft in ihrer Thätigkeit gehindert, verzögert, gehemmt, und endlich zur Ruhe gebracht.

Sollte die Ruhe allgemein werden, so hätte alles Leben ein Ende.

Die Bewegung muß also erneuert werden.

Die

\*) Siehe 1sten Band, S. 254.



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 51

Die Materie kann sich aber nicht selbst bewegen, sie muß immer von außenher die Bewegung, die sie beleben soll, erborgen.

Den Beweis dieser Sätze, wenn sie eines Beweises bedürfen, kann ich hier nicht geben, weil ich das abschreiben müßte, was ich hierüber, in meiner Abhandlung von der Unkörperlichkeit der Seele aus der Bewegung erwiesen, gesagt habe; ich muß also den Leser auf diese Abhandlung verweisen.

Die großen Körper in der Natur, die Luft, vielleicht die Erde, brauchen dann und wann eine Erschütterung. Ich sage — die Erde. — Man schreibt ja schon dem Donner deswegen eine heilsame Wirkung zu, weil er die Erde erschüttert.

Nun erschüttern durch ihre Ausbrüche die Vulkane unsre Atmosphäre; die Erdbeben erschüttern die Erde.

Auch verspüren wir in unsern Jahrzehnten, seit dem Erdbeben in Sicilien und Italien, eine merkliche Veränderung.

Es ist hier der Ort nicht, mich ins Detail darüber einzulassen. Uebrigens muß ich von den Naturkundigern und den Weiterbeobachtern die Entwicklung und die Bestätigung dieser von mir angezeigten Theorie erwarten.



Sollten meine Vermuthungen gegründet seyn, so wären solche gewaltsame Phänomene die größte Wohlthat. Sie wären das Leben der Natur.

4. Artikel. Es kann kein Uebel entstehen, welches nicht auf der andern Seite Nutzen bringe.

Le mal de l'un fut le bien de l'autre, sagt der Franzose. In der That, es kann Niemand leiden, ohne daß sein Leiden nicht einem andern zum Vortheil gereiche.

Die Leiden des Kranken bereichern den Arzt und sein Gefolge. Wenn mein Haus brennt, gewinnen die Bauleute, und alle diejenigen, welche den Schaden durch ihre Arbeit ersetzen. Wenn der Hagel die Früchte in einem Felde zerschlägt, so ist der Nachbar desto gewisser, seine Früchte gut abzusetzen. Wer stirbt, räumt einem andern den Platz. Es kann nicht anders seyn.

Ihr strengen Richter der menschlichen Schwachheit! beherzigt dieses. Ihr saget, der Mensch ist verderbt, er freut sich des Andern Unglücks. Ja einige thun es — Sehet den Grund ihrer Freude; könnt ihr sie ganz verdammen, es für reelle Bosheit erklären?  
Viele



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 33

Viele thun es nicht, sie freuen sich nicht, wenn sie auf Kosten des Nächsten ihren Zweck erreichen. Das überseheth ihr, und bedenket nicht, wie viel Menschenliebe, wie viel Selbstverleugnung und Tugend dazu gehöret. Seid weniger streng; seid gerecht. Die Menschheit ist nicht böse; sie kommt aber oft in die Versuchung, etwas Eigensucht zu äußern; sie hat Bedürfnisse; wollt ihr sie verdammen, weil sie sich freut, das Nothige zu erhalten? Jesus sagt: Richtet nicht — Verdammet nicht.

#### 5. Artikel. Von dem Nutzen der Krankheiten.

Wenn wir auf die Verbindung der Dinge mit Aufmerksamkeit sehen, werden wir finden, daß wir den Krankheiten und den Ursachen derselben viel Aufklärung und die herrlichsten Kenntnisse zu verdanken haben.

Wenn alle Produkte der Natur gleich gut und heilsam wären, würden wir gewiß keinen Unterschied unter denselben zu machen gelernt haben. Tausendmal traten wir auf die verschiedenen Kräuter der Wiesen, ohne daran zu denken, daß sie verschieden sind, und daß eine erstaunliche Mannigfaltigkeit unter ihnen herrscht. Jetzt haben wir freilich betrachten gelernt, jetzt



suchen wir die Wunder der Natur auf, jetzt machen wir Versuche, um die verschiedenen Kräfte und Eigenschaften der Dinge kennen zu lernen. Allein wir mußten erst durch manche Vorerkenntnisse, durch manche Entdeckungen, die sich uns aufdrängen, auf das Studium der Natur geführt werden. Wie oft mußten uns, nach Claudius Ausdruck, unsre Erfindungen finden, ehe wir sie suchen lernten. Diese Vorerkenntnisse aber, woher sollten sie kommen? — Wie sollten wir auf die ersten Beobachtungen aufmerksam gemacht werden? Die Natur mußte unschmackhafte Früchte, ja Gifte, unter ihre Geschenke mischen, damit hier der Schmerz und dort die Leckerhaftigkeit auf die Verschiedenheit ihrer Produkte uns aufmerksam machten. Die Schädlichkeit mancher Gewächse, und die heilsame Kraft anderer, der üble Geschmack des einen und das Würzhaftige des andern Krauts führten uns auf die Kenntniß derselben, und daraus entstand die weitläufige, nützliche und angenehme Botanik.

Gewiß haben wir unsern Krankheiten, der Furcht vor dem Tode und dem Wunsche, uns von Schmerz zu befreien, die Chymie zu danken. Eine Kunst, die uns manchen Schritt in das innre Heiligthum der Natur geführt hat.

Und



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 55

Und die Psychologie und die Anatomie — woher haben wir diese? Wie würde der Mensch ohne den mächtigen Drang des Schmerzes den Abscheu überwunden haben, welchen er von Natur gegen einen Leichnam empfindet?

Wie schwer ist es bisher doch immer dem fleißigen und lernbegierigen Arzt gemacht worden, seine Kenntnisse durch Zergliederung menschlicher Körper zu erweitern? Wie wenige Menschen, selbst noch zu unsern erleuchteten Zeiten, wollen erlauben, daß man nach ihrem Tode ihre Körper zum Behuf der Wissenschaft und zum Heile der Menschheit brauche? Npch immer machen sie es, wie der Geizhals, der sein überflüssiges Brod eher verrotten läßt, als daß er es dem Hungrigen giebt.

Sollte wohl jemand sagen — was gehen mich Botanik, Chymie, und alle die Wissenschaften an, die man auf Kosten meiner Gesundheit erworben haben soll? ich mag sie lieber entbehren und meine Gesundheit genießen? — Wenn dieß nun aber das einzige Mittel war, uns die Natur und ihre Wunder kennen zu lernen? wenn wir ohne dieß ewig die Natur genossen, wie die Thiere, ohne die Natur zu kennen? Sollten wir nicht mit unserm Schicksal zufrieden seyn?



Ist es aber der Mühe werth, daß alle Menschen Schmerzen leiden, damit einige Wissenschaften lernen? Nein. Aber nicht nur einige lernen dadurch, sondern alle.

In solcher Betrachtung pflegt man einen doppelten Fehler zu begehen, der die Sache in ein falsches Licht setzt.

Einmal rechnet man als Wissenschaft nur, was eigentlich vorzugsweise diesen Namen führt; die ersten gemeinen Kenntnisse werden nicht gerechnet; und das ist offenbar unrecht. Gerade sind diese gemeinen Kenntnisse die wichtigsten. Es ist schon ein großer Schritt und eine nützliche Kenntniß, wenn man die Peter-*filie* von dem Schierling unterscheiden gelernt hat. Von der gänzlichen Unwissenheit bis dahin ist weiter, viel weiter, als von hier bis zur Kenntniß der Geschlechts-*theile* in den Pflanzen und des Saamens in den Schwämmen und Moosen.

Zweitens pflegt man bei dem Gegenstand stehen zu bleiben, und nur seinen materiellen Nutzen zu betrachten. Wiederum eine große Unrichtigkeit. Wenn man gelernt hat Peter-*filie* von Schierling zu unterscheiden, so hat man schon weit mehr gelernt, als Schierling  
und



und Petersilien kennen — man hat gelernt —  
Aufmerken — Unterscheiden — sich von Aehn-  
lichkeiten nicht betrügen zu lassen — feinere  
Charakterzüge nicht verwechseln. Dadurch hat  
die ganze Seele einen nicht unbedeutenden Schritt  
zu ihrer Bildung gethan.

Das Volk weiß von Botanik, Anatomie,  
Scheidkunst, wenig — gut. Was hat es aber  
für andre heilsame und bildende Kenntnisse er-  
halten, die es ohne jene Wissenschaft nicht hät-  
te? Das ist die Frage. Wie nun, wenn ich  
sage, daß das Volk dadurch höhere Begriffe von  
dem Schöpfer erlangt hat, daß eine tröstende  
und thätige Religion darauf beruht? Wenn das  
Volk auch von jenen Wissenschaften nichts weiß,  
so ist es schon viel, daß seine Lehrer dadurch  
ihre eigne Kenntnisse veredelt, und ihm bessere  
Begriffe von der Religion mittheilen. Von je-  
nen Naturkenntnissen hängen viele Künste ab:  
aus der Chymie stießen die Färbekunst, die Disti-  
lirkunst, die Kochkunst, die Wäscherei, die Ger-  
berei. Man sagt, der Nautilus habe uns die  
Schiffahrt gelehrt, und daß die Engländer die  
Form ihrer Schiffe, die besten Segler, von der  
Gestalt der Fische erborgt haben. Wenn man  
dieß betrachtet — wahrlich, so wird man we-  
niger klagen, als der Mensch zu thun pflegt.



## II. Kapitel.

## Von dem moralischen Nutzen des physischen Uebels.

Ich bin versichert, daß man viele lehrreiche Entdeckungen machen würde, wenn man die Natur in der Absicht beobachtete, um die Absichten und den Nutzen ihrer scheinbaren Zerrüttungen zu erforschen. Warum ist das noch nicht geschehen? Ich erinnere mich, noch mehr als eine Rechtfertigung Gottes, wegen der Verunstaltung der Erde, durch die ungeheuren Bergklumpen, gelesen zu haben. Wie konnte man die Berge für Fehler in dem Bau der Erde ansehen? Diese Idee kam vermuthlich von einem Weichling her, den die Berge auf seiner Spazierfahrt etwas zu stark erschüttert hatten, oder von einem Lakirer, der Weltkugeln für die Camine drehte.

Gott Lob! wir fangen an zu vermuthen, daß manches wohl nicht ganz so übel und zwecklos seyn könnte, als es dem ersten Blick nach zu seyn scheint. Wir sind hierin aber noch nicht sehr weit gekommen.

In der Lehre von dem moralischen Nutzen des physischen Uebels haben wir einige Schritte



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 59

Schritte mehr gethan. Die Erfahrung war viel zu auffallend, und zu nachdrücklich, als daß man so darüber hinschlüpfen könnte.

Dennoch aber wird es nicht überflüssig seyn, diesen Punkt zu berühren und ein wenig dabei zu verweilen. Die Leiden sind uns so widrig, so drückend, sie stören so leicht unsre Zufriedenheit und unsre Ruhe, daß man uns nicht genug ihren Nutzen zu unserm Troste vorstellen kann.

#### 1. Artikel. Von der Noth und den Leiden der Kindheit und Jugend.

Jedermann weiß und spricht, daß Kinder, denen alles nach Wunsch geht, die in Fülle und Vergnügen leben, nach ihrem Wohlgefallen handeln, keinen Zwang erleiden, keine Noth fühlen, keine Arbeit haben — selten gute, ordentliche, brauchbare Männer werden. Solche bleiben mehrentheils lebenslang leichtsinnig, Müßiggänger, unwissend, und werden nicht selten lasterhaft.

Diejenigen hingegen, welche in frühen Jahren Zwang, Arbeit, Mühe ertragen, Noth und Leiden erduldet haben, pflegen gemeinlich gute, brauchbare Menschen zu werden.

Sie



Sie sind gesetzt, arbeitsam, mäßig, vorsichtig; haben Geschicklichkeit und nützliche Kenntnisse.

Also erzeugen Mühe, Leiden und Noth, herrliche Früchte.

Strafen sind ein Leiden, ein Uebel — Und doch werden sie oft gebraucht. Die Obrigkeiten legen sie den Unterthanen auf, der Vater dem geliebten Sohne, und selbst die weichherzige Mutter ihrem Lieblinge. Warum geschieht das? Freilich manchmal aus Rache, aus Zorn, aus Ueberraschung der Leidenschaft. Dennoch aber entschuldigt hierin Jedermann seine Uebereilung damit, daß Strafen nützlich sind, daß ihre Absicht, bei der Auslegung derselben, das Wohl des Bestraften ist — Sie haben recht, überhaupt nemlich, wenn die Strafen gerecht sind, und mit Klugheit vollzogen werden.

Eine Beobachtung ist mir äußerst merkwürdig, nemlich diese, daß kränkliche Kinder gemeiniglich Verstandeskkräfte und moralische Eigenschaften haben, die ihr Alter weit übertreffen. Selbst das Volk erkennt dieses, und das Sprichwort ist bei ihm gemein — Kluge Kinder leben nicht lange.



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 61

Ist die Kränklichkeit die wirkende Ursach der höheren Seelenvollkommenheit, oder die Anstrengung, wodurch die Vollkommenheit erzeugt worden, die Ursach der Kränklichkeit? Oder ist die Feinheit und Reizbarkeit der Organisation, welche die Schwächlichkeit erzeugt, die Ursach der Krankheit und der Geistesvollkommenheit zugleich? Dieß sind Fragen, welche sich bis jetzt noch nicht entscheidend und allgemein beantworteten lassen. Vielleicht finden aber drei Fälle statt. Es gehören noch viele Beobachtungen dazu, hierin auf die Wahrheit zu kommen. Und es wäre wohl der Mühe werth, solche anzustellen.

Wir sehen wenigstens an Erwachsenen, daß die Leiden, die Noth und Unglücksfälle, vieles zu ihrer Bildung beitragen.

„In dem Augenblick, sagt der Geschichtschreiber Heinrichs des Vierten von Frankreich, als dieser noch erst König von Navarra war, daß Heinrich der Dritte, durch die Ligue dazu gezwungen, sich wider ihn erklärte, und Gregor der Dreizehnte ihn in den Bann gethan hatte — Da waren ihm alle seine Kraft, all sein Muth und seine Tugend nöthig, um so harte Schläge zu ertragen. Er war, so zu sagen, in der Wollust eingeschlummert. Diese harten Schläge aber  
„weckten



„wekten ihn; er kam wider zu sich, seine ehe-  
 „malige Tugend kehrte in sein Herz zurück, und  
 „er fing an, sie mit mehr Muth, als jemals, aus-  
 „zuüben. Er gestand nachher, daß er seinen  
 „Feinden viel zu danken hätte, daß sie ihm so  
 „viel Kummer gemacht hätten — denn, hät-  
 „ten sie ihn in Ruhe gelassen, so würde ihn  
 „vielleicht der Müßiggang in einem Winkel  
 „der Guienne angefesselt haben, und er wäre  
 „nicht gezwungen worden, an seine Angele-  
 „genheiten zu denken; so daß er nachmals bei  
 „dem Hintritt Heinrichs des Dritten nicht im  
 „Stande gewesen wäre, die Krone zu behau-  
 „pten. \*)

„Man muß bekennen, daß alle Wider-  
 „wärtigkeiten, welche Heinrich der Vierte er-  
 „dulden mußte, seinen Geist und seinen Muth  
 „schärfen; und daß er ein sehr großer König  
 „wurde, weil er nur durch viele Schwierig-  
 „keiten und in reiferem Alter zum Throne ge-  
 „langte. \*\*)

Vor

\*) Péréfixe hist. de Henri IV. pag. 71.

\*\*) Il faut avouer que toutes les adversités, que souffrit Henri IV, aiguiferent son esprit et son courage, et qu'enfin il fut un très grand Roi, parce qu'il ne parvint à la couronne, que par beaucoup de difficultés et dans un âge fort mûr. ibid. pag. 515.



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 63

\*\*\*) Vor Zeiten waren die Lateinerinnen  
Bei niederm Glücke keusch:  
Da ließen Fleiß und kurzer Schlaf.  
Und Hände, harsch von Tuster Wolle,  
Und der, den Thoren nahe, Hannibal,  
Und die auf dem Kolliner Thurm  
Postirten Ehemänner,  
Kein Lasten in die kleinen Hütten ein.  
Jetzt tragen wir des langen Friedens  
Uebel.

Sehr merkwürdig sind die letzten Worte:

*Nunc patimur longae pacis mala.*

Die Armuth, der Krieg, der furchtbare  
Hannibal an den Thoren Roms, die Arbeit,  
erhielten die Keuschheit der Lateinerinnen. Nun  
mehr aber, da Reichthum, langer Friede, die  
Heppigkeit und Schwelgeret eingeführt haben,  
sind alle Laster eingebrochen. So ist das Uebel  
die Schule der Tugend.

2. Art.

\*) Juvenal, übersetzt von Bahrdt, Sat. 6.  
v. 285.



## 2. Artikel. Die Leiden stärken die Seele.

Wer zum erstenmal leidet, es sey Krankheit oder Verdruß, der trägt seinen Unfall mit Murren und Ungeduld. Wer immer mit Güte und Billigkeit ist behandelt worden, kann keine Härte, keine Ungerechtigkeit, deren es doch in der menschlichen Gesellschaft so viele giebt, ertragen; sein ganzes Herz empört sich, er greift zu gewaltsamen Mitteln, die selten nützen; er wird erbittert oder muthlos, und steht von nützlichen Unternehmungen ab. So ist mehrentheils der Mensch in den muntern, feurigen Jahren des ersten männlichen Alters beschaffen, wenn die Erfahrung ihn noch nicht mit dem Laufe der Welt, und mit dem Verhalten und Gesinnungen der Menschen, bekannt gemacht hat.

In allen Leiden erschwert sich der Unerfahrene die Last durch Ungeduld noch drückender. Er wird unglücklicher, weil er noch nicht leiden gelernt hat.

Nach und nach machen ihn fehlgeschlagene Hoffnungen, vereitelte Projekte, erlittene Ungerechtigkeiten und Bedrückungen, Leiden und Ungemach aller Orten, mäßiger, geduldiger. Die Erfahrung lehret ihn manches Uebel ertragen, das er sonst schwerer fühlte, weil er es nicht zu ertragen wußte.

Eben



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 65

Eben diese Wirkung haben eine harte Erziehung, früh erlittenes Leid, Mangel und schwere Arbeit, schlechter Gesundheitszustand. In Grönland weiß der Mensch der erstarrenden Kälte zu trotzen; in Indien fürchtet er sich vor dem Donner nicht, den er fast alle Tage gehört; die erregten Wellen des Meers erschrecken den alten Seemann nicht, der in manchem Sturm gewesen ist.

Aber, wird man sagen, Geduld ist nur für den Leidenden brauchbar — wenn kein Uebel statt fände, wäre auch keine Geduld nötig. Also kann man sie nicht als einen Zweck des Übels ansehen, weil sie nur ein Mittel wider das Uebel ist. Es wäre besser, man brauchte keine Geduld, als daß man sie lernt.

Ganz richtig — als bloße Geduld kann man sie nicht für eine Frucht und einen Zweck der Leiden ausgeben. Die Geduld ist aber nicht bloß ein Behelf in der Noth, um durch ihre Hülfe die Leiden des Lebens zu ertragen. Sie ist vornehmlich Entwicklung der Kräfte, Befestigung und Stärkung der Seele. Wer gelitten hat, ist nicht allein in Leiden geduldig, er ist auch bei größerer Mäßigung in seinen Projekten, fester in seinen gefaßten Entschlüssen, standhafter in der Ausführung seines Vor-

3ter Band.                    E                    habens,



habens, viel gleichmüthiger bei allen Vorfällen, als derjenige, welcher das Uebel nicht kennt. Der Schmerz reißt die Seelen, wie die brennende Sonnenhitze die Früchte.

Wer noch nichts erlitten hat, ist immer noch, er mag so alt seyn, als er will, etwas leichtsinnig, und, ich möchte sagen, kindisch. Alles macht auf ihn einen starken Eindruck: dieser Eindruck aber verschwindet bald; jeder Einfall reißt ihn hin, und pflegt eben so geschwind zu verschwinden.

Nichts ist furchtsamer als der Mensch, wenn er immer verschont geblieben ist; jedes Ungemach, jeder Schein eines Uebels, jede Ahndung eines möglich bevorstehenden Unfalls versetzt ihn in Schrecken. Der erfahrene, der geprüfte Mensch fürchtet sich nicht.

„Wieder eine überflüssige Lehre! wird man sagen: denn man nehme nur das Uebel weg, so wird man nicht nöthig haben, das Uebel ertragen zu lernen; dann man wird keinen Muth brauchen.“ Auch dieser Einwurf ist nur halb wahr. Dient denn der Muth nur gegen Leiden? Ist er auch nicht zu großen Unternehmungen, zur Uebung der Tugend, nöthig? Erhebt und beseligt er nicht die Seele durch das Gefühl ihrer eignen Größe und Stärke?

An-



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 67

Angustam, amici, pauperiem pati  
Robustus acri militiâ puer  
Condiscat.

„Der durch Kriegsdienste abgehärtete  
Jüngling muß die drückende Armuth tragen  
lernen;“

Sagt Horaz. Der Krieg stärkt den Mann,  
(robustus acri militiâ) weil er ihm schwere  
Arbeiten auflegt, viele Beschwerden macht, ihn  
in Gefahr setzt. Er soll die drückende Ar-  
muth (angustam pauperiem) ertragen lernen.  
Also Prüfung, Leiden.

Eben so wird der gerühmt, welcher  
Multa fecit, tulitque puer, sudavit et  
alfit.

„Als Jüngling vieles that und erduldet,  
Hize und Frost ausstand.“

Thätigkeit, Größe, sind die Früchte der  
Leiden, des Mangels. Man sehe die Geschichte  
Roms, Griechenlands, Persiens. Ueberall mit  
der Armuth, dem Kriege, Muth, Tapferkeit,  
Gradheit, Tugend, Uneigennützigkeit.

Praestabat castas humilis fortuna la-  
tinas.

Ueberall mit dem Reichthum, dem Frieden,  
dem Flore schändlicher Laster, weibische Sit-  
ten, Schwelgerei, Arglist.



Ueberhaupt scheinen Vergnügen, Wohlseyn, Genuß, etwas erschlaffendes an sich zu haben, und unsern Kräften schädlich zu seyn. Nach langen Spielen, nach mannigfaltigen Zerstreuungen, hat man zur Arbeit keine Lust. Der Liebhaber der Romanen und Schauspiele findet ernsthafte Schriften trocken, und kann sie nicht lesen. Diese Weichlichkeit ist zu unsern Zeiten sehr gemein geworden. Es will fast nichts mehr, als Gedicht, Erzählung, Roman, bei unsern Lesern Eingang finden. Wer lange in aller Bequemlichkeit und Behaglichkeit gelebt hat, kann sich zu keiner Anstrengung entschließen, keiner Unbequemlichkeit aussetzen. Rufet, zur Probe, den muntern Jüngling vom ergötzenden Tanze zur Arbeit zurück; ihr werdet mehr als einmal rufen müssen, wenn ihr kein ander Mittel, als das Zureden, in Händen habt.

Ganz natürlich! Kraft ist Fertigkeit, oder wird wenigstens nur als Fertigkeit brauchbar; und Fertigkeit ist nur die Frucht der Uebung. Wenn die Uebung unterbrochen wird, muß nothwendig die Kraft erschlaffen. Genuß ist angenehm; nicht immer so die Arbeit, zumal wenn die Kräfte gleichsam losgespannt sind. Im vollen Gange hat es so viel nicht zu sagen; — aber die erschlafften Kräfte zu spannen, —  
das



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 69

das ist die Sache! Solches vermag nur die eiserne Nothwendigkeit, oder — das Uebel.

Muntre Reigen blühender Jugend ergötzen sich im süchtigen Tanze. Versuch es ja nicht, sie zum Ernst, sie zur Arbeit, zu ermahnen. — Alle ihre Kräfte sind erschlafft. — Vielleicht möchten sie gern eurem Ruf folgen — allein, sie können nicht! Lasset aber plötzlich vor ihren Ohren das Signal der drohenden Gefahr, das Geschrei der Angst und des Schreckens erschallen. — Da stiegen sie alle auseinander, vergessen der Freude, eilen zur Rettung der Unglücklichen, und scheuen weder die Arbeit, noch die Gefahr. Die Mädchen fliehen, ihr könnt sie auf ihre einsame Kammern zur Arbeit schicken.

Wie oft hat man Leute in ihrer Niedrigkeit und Armuth gesehen, welche durch ihre Tugend, Geschicklichkeit, Arbeitsamkeit, Rechtschaffenheit, die Achtung aller, die sie kannten, auf sich zogen. Sind sie aber zum Reichthum gelanget, oder auf eine höhere Stufe erhoben worden; dann ist alle ihre Tugend verschwunden. Auch in diesem Sinne ist der schöne Vers der Henriade wahr:

Tel brille au second rang, qui s'eclipse  
au premier.



Aus diesem Grunde ist es Niemanden zu rathen, daß er eine Person tief unter seinem Stande zu sich erhebe. Es ist immer dabei zu besorgen, daß das bescheidene, lebenswürdige Geschöpf sich in eine stolze Narrin verwandle.

Ich finde es immer sehr verwegen, wenn die Menschen, in den Wünschen, die man zum Zeitvertreib zu verschwenden pflegt, von sich selber zu sagen pflegen: Wenn ich dies Glück erlangte, wenn ich zu der und der Würde erhoben würde, da wollte ich dies und jenes thun. Ich wollte nicht stolz, nicht eitel, nicht geizig, nicht verschwendrisch seyn. Ei, lieben Freunde, ihr wißt nicht, was ihr seyn und thun würdet. Bedenket das Sprichwort:

Honores mutant mores.

Wenn ihr findet, daß der Große nicht so bescheiden, und der Reiche nicht so wohlthätig ist, als ihr wohl dachtet, daß sie seyn könnten, verdammet sie nicht gleich. Sie mögen tadelnswürdig seyn. Bedenket aber ihre Lage, und vor allen Dingen sprecht nicht: Wenn ich an ihrer Stelle wäre, würde ich ganz anders seyn.

Die kleinste Höhe kann den schwachköpfigen Menschen — und alle Menschen sind ein wenig



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 71

wenig schwach — schwindeln machen, im moralischen so wohl, als im physischen Sinne.

Merkwürdig ist es, daß wir den Abstand von oben hinunter immer größer sehen, als von unten hinauf, in physischem und in moralischem. In jenem sehe ich die Ursach des Unterschiedes wohl, \*) in letzterem aber nicht

Ⓔ 4

recht.

\*) Von oben herab gesehen, scheint die Tiefe beträchtlicher, als die Höhe von unten herauf — weil zu der Höhe zweimal meine Länge hinzukommt. Gesezt, ich sehe von unten eine Höhe von zwölf Fuß: ich sehe in der That nicht zwölf Fuß, sondern nur sieben Fuß Höhe, denn ich sehe nicht von der Erde, sondern von meinem Auge, welches fünf Fuß hoch steht, hinauf. Und es ist zwischen meinem Auge und dem Gipfel nur ein Abstand von sieben Fuß. Wenn ich aber von oben in die Tiefe blicke, sehe ich nicht von dem Gipfel, sondern von meinem Auge, das ist, fünf Fuß über den Gipfel hinunter. Also von oben herab, die ganze Höhe und meine Länge fünf Fuß, von unten hinauf die Höhe weniger fünf Fuß. Also ist der Unterschied zwischen beiden Standpunkten zehn Fuß, welches auf einer geringen Höhe viel ausmacht. Es kommt nun noch eins dazu — nemlich wir sind gewohnt, von unten nach oben zu sehen, nicht aber tief unter uns.



recht. Man sagt, die Eigenliebe blendet den Menschen. Gut; aber wie geht das zu?

Man bedenke, wie viel Gelegenheiten zu Thorheiten, Reichthum, Hoheit, und die ihnen anhängende Schmeicheln, geben können. Der Arme ist mäßig, bescheiden — das glaube ich wohl; er kann nicht ungestraft anders seyn. Er ist mitleidig — auch das begreife ich vollkommen; er weiß es, wie sehr die Noth drückt.

Ihr Reichen und Großen, euer Stand ist gefährlich, die Tugend kostet euch Mühe — Seyd desto mehr auf eurer Hut.

Triumphiret auch nicht, wenn ihr den Armen vor euch kriechen und Niederträchtigkeiten begehen sehet. Saget nicht: Das könnte ich nicht thun; mein Herz ist edel. Dieser Edelmutz kostet euch wenig, ihr fühlet keine Bedürfnisse, und wenn eure Fantasie euch Hülfe nöthig macht, so findet ihr hundert Gefällige, die euch ohne Lohn, aus Eitelkeit, oder auf Hofnung, dienen.

### 3. Artikel. Bedürfniß und Uebel knüpfen die Bande der Gesellschafter fester.

Der Mensch bedarf der Gesellschaft seines Gleichen, wenn er ein Mensch werden soll.  
Den



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 73

Den Grund zu seiner Bildung kann er nicht selbst legen. Ohne die Menschen würde er ein Thier bleiben, denn Geburt und Natur machten ihn nur zum Thiere.

Es war also sehr nöthig, die Menschen mit einander zu verbinden.

Der Schöpfer hat uns allen eine Neigung für unsre Nächsten eingepflanzt. Nie sind wir recht froh in der Einsamkeit, es müßte denn seyn, daß wir der Einsamkeit, zur Ruhe oder Betreibung unserer Angelegenheiten, bedürften. Die bloße Gegenwart der Menschen ist uns schon Genuß.

Allein, es reicht dieser Trieb zur Geselligkeit nicht zu, denn ohne Bildung ist er sehr schwach. In Einöden aufgewachsen, möchte der Mensch nie eher seines Gleichen suchen, als bis ihn der Geschlechtstrieb dazu aufmunterte; und dann möchte diese Verbindung von kurzer Dauer seyn. Außerdem würde er vielleicht eher die Gegenwart des Menschen fliehen, als suchen, um in Sicherheit, und ungetheilt, seinen Raub zu genießen.

Unter allen Mitteln, welche man ersinnen könnte, um die Menschen unter einander zu verbinden, wenn man ja andre ersinnen kann,

E s

ist



ist wohl keines zuverlässiger, als das Bedürfniß. Alle andre Bande sind nur schlaff, und der Muthwille kann sie leicht zerreißen. Jenes aber läßt sich nicht zerreißen.

Wenn nun die Leiden das wahre und stärkste Band der Gesellschaft ist — nicht wahr, dann ist das Uebel von dem größten Nutzen? Ja man kann sagen, daß es nothwendig ist, wenn der Mensch Mensch werden, wenn er als Mensch glücklich seyn, wenn er empfinden und denken soll. Denn die Würde der Menschheit, das Glück, die Empfindung und der Verstand, sind Früchte der gesellschaftlichen Verbindung unter den Menschen.

Und daß diese Verbindung nur auf dem Bedürfniß beruht, sieht man deutlich aus der Geschichte der Menschheit. Die Geselligkeit geht in allen Stücken gerade nur so weit, als das Bedürfniß, hier der Erhaltung, dort der Sicherheit, und noch anderswo, der Freude. Wer in sich selbst Kräfte genug findet, wer sich selbst genug ist, der sucht die Gesellschaft der Menschen nicht sehr eifrig.

Hier könnte man mir sagen, daß unsre Bedürfnisse und unsre Schwachheit uns vielmehr ungesellig machen, weil wir uns deswegen auf  
uns



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 75

uns einschränken. Auch dieses hat seine Wahrheit. Aber die Auflösung der Schwierigkeit wird uns zeigen, wie wunderbar der Schöpfer die Kräfte zu kombiniren gewußt, und wie manches Ding in der Welt oftmals widersprechende Wirkungen erzeugt, und doch seine Absicht erfüllt.

Die Bedürfnisse schränken uns auf uns selbst ein, sobald es darauf ankommt, Andern zu helfen; sie weisen uns aber auf Andre, sobald wir die Hülfe jener bedürftig sind. Da wir aber, alles gerechnet, mehr Hülfe bedürfen, als von uns gefodert werden kann; so werden wir durch die Bedürfnisse mehr außer uns geworfen, als in uns selbst eingeschränkt. Dieß klingt sonderbar, es ist doch sehr gegründet; wir fodern und erhalten alle von Andern mehr, als wir ihnen leisten. Das geht so zu —  
Indem wir für uns arbeiten, arbeiten wir für Andre, ohne daran zu denken. Ich suche Vergnügen in der Gesellschaft, ich suche die Gesellschaft auf, nicht um ihrent, sondern um meinetwillen. Ich kann aber derselben nicht bewohnen, kein Vergnügen in der Gesellschaft genießen, ohne das Vergnügen Andre, auch ohne mein Wissen und Willen, zu befördern. Hier glaube ich nur zu genießen, und dieses nur beabsichtigt ein jeder in dieser Gesellschaft —  
Wir



Wir aber, wir fordern nur; niemand denkt an das Leisten; und so wird in der That mehr genossen, als geleistet.

Auch so in ernstern Geschäften. Selten hat man bei seiner Arbeit andre Absichten, als auf sich selbst — und doch kann man nicht arbeiten, ohne für Andre zu arbeiten. Jene genießen durch uns, ohne daß wir leisten.

Mancher macht sich Geschäfte aus Vergnügen — er pflanzt einen Garten, zieht Blumen und Früchte, und denkt dabei nur an sich. Ein anderer schreibt ein schönes nütliches Werk: Seine Absicht dabei war, nur sich damit zu vergnügen, seine eignen Gedanken ins Reine zu bringen. Ein Dritter übt sich in der Musik, oder in andern schönen Künsten, und hat dabei nichts als Uebung seiner Kräfte, oder Vergnügen, zum Zweck. Andre aber genießen mit allen diesen von der Arbeit derselben, ohne daß diese daran denken. Man hat von ihnen erhalten, und sie haben nichts geleistet.

Auf diese Art erhalten wir mehr, als wir leisten — mithin müssen Bedürfnisse, Schwachheit und Eigsucht, die Menschen mehr verbinden, als trennen. Und das thun sie wirklich.

Sie



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 77

Sie können die Menschen nur in sofern trennen, als die Kräfte der Menschen sich selber zu helfen reichen. Da aber diese nicht weit reichen, so ist die Trennung, welche jene verursachen können, unerheblich. Alles Bedürfnis, das über die eignen Kräfte hinausgeht, wirft den Menschen in die Arme des Menschen. Und dieses ist bei weitem das häufigste.

Wenn jemand ungesellig seyn kann, so ist es der Mensch, der wenig Bedürfnisse, oder Kräfte, genug hat, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Der Grönländer, alle rohe Völker, sind wenig gesellig. Kame bei den meisten Horden dieser incultivirten Menschen nicht der Krieg und das Bedürfnis der Vertheidigung dazu, vielleicht lebten sie ganz zerstreut. Unter uns könnten die Reichen ungesellig seyn, weil ihr Reichthum ihre Bedürfnisse befriedigen kann. Allein die Fürsorge hat dafür gesorgt, und hat ihnen andre Bedürfnisse aufgelegt, die sie wieder zur Geselligkeit zurück weisen. Ehre, Bedürfnis des Vergnügens, welches bei ihnen so dringend ist. Reiche von rohem Gefühle sind nicht gesellig, weil kein Bedürfnis sie zur Geselligkeit zwingt.

Diese Beobachtungen werden durch das Beispiel der Thiere bestätigt. Ein Gesetz herrscht



herrscht durch die ganze Natur über alle analo-  
gischen Geschöpfe.

Die Thiere, welche gleich nach ihrer Ge-  
burt keiner Hülfe bedürfen, verlassen ihre  
Mütter sogleich, und werden von ihnen ver-  
lassen. Manche Mütter kennen ihre Brut gar  
nicht, und bleiben ihr auch unbekannt. Die-  
jenigen, denen die Pflege ihrer Eltern unent-  
behrlich ist, bleiben bei denselben, und machen  
mit ihnen eine Art von Gesellschaft. Diese  
währt aber auch nur so lange, als das Be-  
dürfnis. Sobald die Jungen selbst sich ver-  
sorgen können, verlassen sie ihre Eltern, und  
wenn sie sie nicht verlassen wollen, werden sie  
von ihnen verstoßen und weggetrieben.

Ueberall ist also die Verbindung nur die  
Wirkung des Bedürfnisses, und dauert nicht  
länger als dasselbe.

Bei den Thieren hat die Gesellschaft nur  
die Erhaltung zum Zweck. Da konnten also  
die Bedürfnisse allemal ihre Befriedigung ver-  
anstalten. Kurz oder lang, die Gesellschaft  
erreichte immer ihren letzten Endzweck. Bei  
dem Menschen aber war die Absicht der Gesell-  
schaft nicht nur die Erhaltung des Lebens und  
die Befriedigung physischer Bedürfnisse, son-  
dern



### III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 79

dern auch, und hauptsächlich, die geistige Veredlung desselben. Dieses Bedürfnis aber ist keines von denen, welche sich dem rohen Menschen, wie der Hunger und der Durst, empfinden lassen. Auf diesem Bedürfnisse konnte also die wirkende Ursache der Gesellschaft nicht beruhen. Die ersten Bedürfnisse reichten auch nicht zu, die Gesellschaft lange genug zu erhalten; denn sie sind bald befriedigt; das Menschthier kann denn doch bald laufen, klettern, sein Futter suchen. Die Bildung der Vernunft aber, die Entwicklung der Seelenkräfte, des moralischen Gefühls, geschehen nur spät. Es mußten also andre Bande da seyn, die die Menschen länger an einander fesselten, als Hunger und Durst; d. h. sie mußten andre Bedürfnisse haben, die sie beständig zusammenhielten. Also mußte der Mensch mehr, länger anhaltende Bedürfnisse haben, als die Thiere. Es mußte also schwächer seyn, als letztere; d. h. seine Kräfte mußten in Verhältniß mit seinen Bedürfnissen geringer seyn, als bei den Thieren. Konnte der Mensch, wie die Thiere, bald nach seiner Geburt laufen, hatte er Waffen zu seiner Vertheidigung, eine dicke Haut, wie der Elephant, oder einen Balg, wie der Bär; konnte er in der Erde, auf den Bäumen, seine Nahrung finden, wie  
die



die Maus und der Vogel, oder konnte er sie, wie der Wolf, auf dem Felde erhaschen, so zerstreute sich die Familie sehr früh, und es war mit seiner Bildung aus.

Lieben Leser, erwäget dieses wohl; bedenkt, worauf es bei unsrer Veredlung ankam; und nun klaget wider den Schöpfer wegen unsrer Hülflosigkeit, unsrer Schwachheit, unsrer Bedürfnisse. Ach, wie oft beurtheilt der Mensch die Anordnungen Gottes unrecht! Wird er sich denn niemals Vorwürfe darüber machen? Ja, ja — alles, was Gott thut, ist wohl gethan.

#### 4. Artikel. Das Uebel erweckt gesellige Empfindungen.

Wenn das Uebel und die Leiden der Menschen bestimmt waren, die Menschen mit einander zu verbinden, so erreichen sie nicht allein dadurch ihren Zweck, daß sie den Bedürftigen nöthigen, die Hilfe seines Gleichen zu suchen; sondern auch dadurch, daß sie bei denen, die nicht leiden, aber Zeugen des Leidens andrer sind, wohlthätige und gesellige Gefühle erwecken.

Jedes Uebel erweckt Menschenliebe und Mitleid. Jedermann macht sich zur Pflicht,  
den



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 81

den Kranken aus seiner Bekanntschaft zu besuchen, ihm, und wohl gar, wenn er darum ersucht wird, dem Unbekannten Erquickung zu verschaffen. Dem Genesenden giebt man schmackhafte Speise, und stärkendes Getränk. Dem Leidenden springt man bei; man stürzt sich in die Fluten, das Leben dessen zu retten, der darin umkommen möchte. Wenn Feuer ist, kommt die Hülfe von allen Seiten.

„Ich weiß nicht, wie das zugeht,“ sagte mir eine sehr verständige Person, „seitdem der Mensch krank ist, habe ich ihn immer vor Augen, da ich sonst nie an ihn gedacht habe, als wenn man von ihm sprach oder er vor mir stand.“ In der That, der Mensch ging jene Person gar nichts an; sie hatte ihn nur einige mal im Vorbeigehen gesehen.

Daraus lernen wir, daß das Uebel die Menschen genauer verbindet, nicht allein durch die Hülfe, sondern auch durch die Empfindung. Das Uebel an und für sich hat eine Kraft, unsere Aufmerksamkeit zu erregen, und auf einem Gegenstand fest zu halten.

Man weiß ja, daß das Mitleiden leicht in Freundschaft gegen den Bemitleideten sich verwandelt. — Das thut das Vergnügen  
3ter Band. F auch.



„auch.“ — Richtig. Aber die Freundschaft, welche, die Noth und das Mitleiden erzeugten, ist inniger und edler. — Ihre Bande sind eher und fester geknüpft, sie artet nicht so leicht in bloße Association zum Vergnügen aus, sie verschwindet nicht so leicht.

Das Mitleiden zwischen beiden Geschlechtern bahnt der Liebe den Weg. Mann, willst du das Herz deiner Frau nicht verlihren — sey du ihr Vertrauter, ihr Trost, laß nicht in den Armen eines Freundes ihre Thränen sich ergießen — Laß sie nur mit Behutsamkeit die Trösterin eines Freundes seyn.

Vater, willst du deine Kinder vor einer vor-eiligen Liebe bewahren, laß nicht die Schwester den Bruder, oder den Bruder die Schwester, in den frühern Jahren, wo das Herz weich und der Verstand schwach ist, in der Noth trösten, ihm Zuflucht seyn; vielweniger noch Freunden und Freundinnen.

Alle diese Beobachtungen sind ein Beweis, daß das Uebel die geselligen Empfindungen erzeugt und stärkt, folglich die Gesellschaft genauer verbindet; eine Wohlthat, die man nicht genug schätzen kann!

Und zwar geschieht diese genauere Verbindung auf eine sehr edle Art. Das Uebel verbindet



bindet die Menschen mit einander, nicht so wohl, weil der Leidende Hülfe und Trost sucht, welches nicht allemal geschieht, sondern weil der Mitleidige den Leidenden sucht. Denn ob man gleich denken sollte, daß die Freude und die Dankbarkeit der Geretteten und Getrösteten an den Retter und Tröster fester, als das Mitleiden, binden müßte; so ist es doch nicht durchgehends und bei edlen Herzen also. Denn der Helfer und der Retter wird mehr Liebe für den Geretteten empfinden, als dieser für ienen. Ich weiß, wie man solches erklärt; nemlich dadurch, daß der Wohlthäter sich mit Vergnügen einer edlen That bewußt ist, und das Andenken an dieselbe ihm den Gegenstand derselben werth macht. Etwas mag daran seyn; aber es giebt auch Fälle, wo man eben so gute und edle Thaten thut, ohne sich derselben mit so vielem Vergnügen zu erinnern. — Ja, wenn sie ohne Mühe und Gefahr ausgeübt würde, die edle That, wenn sie nichts außerordentliches hätte, wenn sie nicht Aufopferung kostete, wenn die Umstände nicht auffallend wären, so vergißt man sie wohl ganz und gar. Der Wohlgefallen an einer guten That kann uns also nicht allein den Gegenstand derselben werth machen.



Ich dünkte, folgende Beobachtung könnte näher zum Zweck führen. Der Leidende wird durch seinen Schmerz in sich gekehrt und fast auf sich eingeschränkt; seine Gefühle werden auf ihn selbst bestimmt; er fühlt also gegen seine Freunde nur durch Reflexion; und Reflexion ist ein schwacher Reiz für das Herz. Der Mitteldige hingegen wird ganz außer sich gezogen, sein Hauptgegenstand ist außer ihm; er selbst vergift sich; dieses sieht man an Freunden, die einem Kranken beistehen, an solchen, die mit großer Gefahr Hülfe leisten — sie denken dabei nicht an ihre eigene Gefahr, an ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeit.

Wenn das wahr ist, so folgt daraus, daß, ohne Uebel, die Menschen ganz in sich gekehrt seyn würden, weil nichts sie nach außen bestimmte.

Wenn irgend ein großer Unfall das gemeine Wesen betroffen hat, sieht man unter dem Volke nichts als menschenfreundliche Gesinnungen. Engere Bande, Freundschaft, scheinen einige Tage lang alle Herzen zu vereinigen. In solchen Tagen kann man einen jeden, der auf der Straße geht, dreist anreden. Der rohe Mensch, der sonst nur eine Grobheit zum Bescheide gesagt haben würde, antwortet diesmal mit Bescheidenheit;



heit; diejenigen, die sonst wohl andere nicht des Ansehns werth achten, bleiben stehen, fragen, lassen sich fragen, geben Antwort, und unterhalten sich mit Herablassung. Grobheit und Stolz sind ganz verschwunden. Bekannte und Unbekannte treten zusammen, erkundigen sich, erzählen, beklagen die Noth — Die ganze Stadt sieht nur Brüder.

Sollen Menschenliebe, hülfreiches Mitleiden unter den Menschen statt finden, so muß auch Uebel seyn. Damit will ich nicht sagen, daß das Uebel der einzige Gegenstand des Mitleids ist; auch nicht, daß man nicht Mitleid fühlen kann, wenn man kein Elend fühlt. Ich will sagen, daß man wenig Menschenliebe und kein reelles thätiges Mitleid haben wird, wenn man nicht selbst gelitten hat. Leiden sind Empfindungen, Sensationen. Sie lassen sich durch Worte nicht erklären; wir können ihre Begriffe nicht analysiren; folglich ist es eben so unmöglich, dein, der nicht gelitten hat, einen Begriff von dem Leiden zu geben, als dem Blindgebohrnen die Farben zu erklären. Wer also nicht gelitten hat, der kann kein wahres Mitleiden empfinden; er wird seine Mitempfindung in Worten oder in der Phantasie haben; und beides ist für den Nothleidenden ganz



überflüssig. Das erste ist zu schwach, und mithin unnöthig; das andre ist übermäßig, folglich hat es Unrecht, oder es hat den Muth nicht zu helfen, es drückt die Augen zu und läuft davon.

Wäre Dido nicht einst zur Flucht genöthigt gewesen, würde sie den flüchtenden Aeneas nicht so mitleidig aufgenommen haben. Aber

Non ignara mali miseris succurrere  
disco

spricht sie. „Ich bin mit dem Leiden nicht unbekannt, und habe gelernt den Unglücklichen beizustehen.“

Eines ist mir dabei überaus merkwürdig, und lehrt mich, wie vortreflich es der Schöpfer eingerichtet hat, seine wohlthätigen Absichten zu erreichen, so daß auch geringfügige, fehlerhaft scheinende, Dinge dazu dienen müssen. Eine Betrachtung, die mir immer sehr wichtig ist.

Der Schöpfer will, daß die Menschen als Brüder mit einander leben, einander in der Noth beistehen — nicht allein um der Rettung des Leidenden, sondern auch um der Veredlung des Helfenden willen. Aus diesen  
Grunde



Grunde hat er dem Menschen Theilnehmung und Mitleiden ins Herz gepflanzt. Die Hülfe ist aber nicht immer gegenwärtig — wie sollte sie herbeigerufen werden? Das Geschrei der Noth reicht nicht immer an die Ohren des, der helfen soll und kann. Die bloße Nachricht obwaltender Noth erregt zwar Theilnehmung, geht aber selten weiter, als kaltes, unthätiges Bedauern; sie erreicht ihren Zweck nicht. Ach die Armen! spricht man, legt aber dabei die Hände in den Schoos. Nur die Gegenwart der Leidenden, nur der Anblick der Noth ist vermögend, die Trägheit und Zaghaftigkeit des Menschen zu überwinden. Wie sollte nun die sonst träge Hülfe geschwind herbeigerufen werden? Gott, der gütige Vater, der allen geholfen wissen wollte, besetzte den Menschen mit einer geringfügigen Begierde, die nicht selten eine kleine Seele verräth, und manchmal einen widrigen Anstrich hat — die Neugierde mußte den Menschen auf den Schauplatz der Noth herbeiführen. Er hört von einem Unglück. Er will — nicht helfen, daran gedenkt er noch nicht. — Er will das neue Schauspiel nur ansehen. Allein dahin wollte ihn vorerst nur der Vater der Menschen haben. Nun ist er da, er wollte nur den Zuschauer abgeben, nur um seinetwillen kam er; aber



der Anblick der Noth zerreißt sein Herz. Er kann nicht mehr müßig da stehen, und der Unglückliche findet Rettung, da, wo ihm keine zugebracht war. Ueberall wird — wie ich oben gesagt habe — mehr erhalten als geleistet.

#### 5. Artikel. Von dem Waisenstande.

Ich will dem Waisenstande nicht seine großen und häufigen Beschwerden absprechen. Schon in dem ersten Theile hab' ich davon geredt. Hier nur ein Wort über den Nutzen, den er oftmals erzeugt.

Viele Eltern sind so ungewiß und so leichtsinnig, daß sie für ihre Kinder gar nicht sorgen; manche sind so roh und so lasterhaft, daß ihr Umgang, ihre Lehren, ihr Beispiel gerade die gefährlichste Verführung für ihre Kinder sind, und daß man es ein Glück nennen kann, wenn der Tod sie ihren Kindern entreißt. Von solchen rede ich nicht.

Auch von den Müttern will ich nicht reden, welche allesammt zu weichlich und nicht Standhaftigkeit genug haben, um ihren Kindern eine gehörige Erziehung zu geben. Für die erste Verpflegung sind sie vortreflich; nachher aber muß eine festere Hand sie ablösen.

Ich



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 89

Ich wende mich aber zu euch — ihr verehrungswürdigen Väter, die ihr bei festem Muthe verständige Grundsätze, Standhaftigkeit und Eifer für das wahre Wohl eurer Kinder habt. Betraut ihr euch zu sorgen, daß ihr eure Kinder gut erzieht? Fehlt ihr nicht, daß euer Vaterherz euch oftmals von euren Grundsätzen entfernt? Bald überseheth ihr Fehler, die üble Folgen haben können; bald laßt ihr eure Kinder zu viel Freiheit, zu viel Bequemlichkeit, zu viel Vergnügen genießen, und so verzärtelt ihr sie. Ein andermal fodert ihr aus Liebe zu ihnen, aus väterlichem Pflichteifer, zu viel Vollkommenheit, zu viel Anstrengung, zu frühem Fortgang in ihren Uebungen. Selten, selten wirds euch gelingen, das rechte Maas zu treffen.

Man findet gemeiniglich, daß diejenigen Kinder am besten gerathen, welche früh unter fremder Führung gestanden, früh einiges zu leiden gehabt haben. (s. oben.) Mancher wird ein braver Mann, bloß weil er das — soll ich Glück oder Unglück sagen — gehabt, früh seiner Eltern beraubt zu werden.

Ihr wohlgesinnten Väter, zweifelt nicht an dem Heile eurer geliebten Kinder, wenn ihr vermuthet, daß die Fürsorge euch von  
F 5 ihnen



ihnen abrufft; vertrauet auf den Vater im Himmel. Thut, was Klugheit und Liebe euch lehren, und dann überlaßt das übrige mit Zuversicht dem Herrn.

6. Artikel. Viele große Männer sind ungebildet gewesen.

Manche Männer sind ohne Erziehung vorzüglich und groß geworden; vielleicht würde ihnen eine sorgfältige Bildung eher schädlich, als nützlich, gewesen seyn. Größe, wahre Größe, beruhet auf eigener Thätigkeit, eigenem Denken. In guten Schulen, bei verständigem Unterricht, würde ein solcher Geist Nahrung gefunden haben, damit zufrieden gewesen seyn, und nicht selbst gesucht haben. Da er aber ohne Unterricht blieb, oder nichts, als einen schlechten Unterricht, genoß, suchte er selbst Nahrung, strengte sich an, und wurde durch diese Anstrengung noch größer. Die Kinder der Californier wissen meilenweit ihre Nahrung zu suchen, und in Felsen, Klüften, zu finden, weil ihnen die Eltern keine geben. Unsre Kinder würden da verhungern; weil wir ihnen alles reichen, wissen sie nichts zu suchen. Jene sind das Bild des guten Kopfs ohne Bildung; diese das Bild des wohlunterrichteten Menschen. Steinbart sagt in seiner Nachricht von dem

dem



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 91

dem Pädagogium zu Züllichau, daß man die Güte der Schule nicht nach der Menge der Lehrstunden beurtheilen muß; denn, spricht er, der eigne Fleiß ist besser, als der Fleiß in den Lehrstunden. Bei letzterm verhält sich der Schüler nur passiv — nur wenn er allein arbeitet, ist er activ.

Ueberhaupt kann die Erziehung keine große Männer bilden; sie ist nur für gemeine Menschen. Andern ist sie eher hinderlich, als beförderlich.

„Shakespear hatte keine litterarische Erziehung genossen,“ sagt Wieland in dem Leben dieses großen englischen Dichters; „er besuchte nur kurze Zeit eine kleine Schule, wo er einige lateinische und griechische Worte lernte; sein Vater hatte ihn zu seiner Handlung bestimmt. Aber es ist mehr als eine bloße Vermuthung, daß es diesem kleinen Umstande, dem Mangel einer klassischen Erziehung, zuzuschreiben ist, daß wir einen Shakespear haben. Freilich würde ein früher und vertrauter Umgang mit den unverbesserlichen Werken aus den Zeiten des Perikles und Augustus seinen Geist gebildet, seine Phantasie mit Modellen, mit idealischen Schönheiten angefüllt, seinen Geschmack geläutert und  
„fester



„fester gemacht, und seinen Worten eine Re-  
 „gelmäßigkeit, eine Correction und Vollendung  
 „gegeben haben, die ihm jetzt mangelt; aber  
 „mit allen diesen Vortheilen würde er nicht  
 „mehr Shakespear gewesen seyn, nicht mehr  
 „das ursprüngliche Genie, der Sohn der Phan-  
 „tastie (wie ihn Milton nennt) dessen wilde Tö-  
 „ne, gleich dem Waldgesang der freien Nachti-  
 „gal, die antwortenden Saiten unsers Herzens  
 „schneller und tiefer rühren, als das angelehrte  
 „künstliche Lied des eingebauerten Canarien-  
 „vogels.“

#### 7. Artikel. Vom Kriege.

Ich rechne den Krieg unter die physischen  
 Leiden, ob er gleich eigentlich zum moralischen  
 Uebel gehört: denn er gehört zu den menschl-  
 ichen Thorheiten. Seine üblen Wirkungen sind  
 aber mehr physisch als moralisch.

Daß er ein schreckliches Uebel ist, darf ich  
 nicht weitläufig darthun; ich erkenne ihn dafür.  
 Aber er ist, wie jedes Uebel in der Welt, nicht  
 bloß Uebel; er hat seinen Nutzen, und diesen  
 müssen wir zu entdecken suchen.

Lange schon vermuthete ich, daß der Krieg  
 in der moralischen Welt sich ungefehr so ver-  
 halten



III. Abschn. Leiden haben ihren Nutzen. 93

halten möchte, wie Erdbeben und Fieber in der physischen. Ich beobachtete die Folgen der Kriege, die ich erlebt habe, und las die Geschichte in dieser Rücksicht mit Aufmerksamkeit.

In der Bürgerwelt sind die Wirkungen des Krieges auffallend. Die Betrüblichkeit wird rege; Waarenlager, die schon lange dem Kaufmann zur Last fielen, wurden ausgeleert, alle männlichen Gewerbe blühen; der stötkende Umlauf des Geldes bekommt neue Kräfte; Männer, welche sonst in der Armuth, Niedrigkeit und Dunkelheit geblieben wären, treten hervor, erwarten Reichthum, schwingen sich auf höhere Stufen, und machen ihren Namen durch Klugheit und Thaten berühmt. Ist das gut oder übel? Mir deucht, es ist billig, daß Reichthum und Ehre nicht immer in denselben Händen bleiben. — Denn wie haben dieienigen, welche sie besitzen, dieselben erworben? Laßt doch auch den Mann aus dem Volke einmal hervortreten, einmal die Augen auf sich ziehen, einmal genießen; sollte es auch nur einen Augenblick seyn.

Wer irgend auf eine Art sich hervorthut, der hat etwas gethan, Kräfte angestrengt und entwickelt. Wo viele sich zeigen und Thaten thun, da gewinnt die Menschheit an Beredlung.

Es



Es ist unläugbar, daß die Unruhe des Krieges alle Kräfte aufbietet, den Muth reizt und stärkt. Dadurch gewinnen die Sitten mehr Mannheit. Der junge Officier kömmt ganz anders aus einem Feldzuge zurück, als er hingegangen war. — Schon seine Gesichtsfarbe ist männlicher — seine Seele hat sich verändert, wie sein Gesicht.

Dieses alles wird durch die Geschichte bestätigt. Rom ward die Besiegerin der Welt, nachdem es die Bewundrung derselben gewesen war. \*) Zu der Zeit aber, da es mit hohen Tugenden und Thaten glänzte, war es im beständigen Kriege. Seit dem Numa bis zum August, in siebenhundert Jahren, hatte es nur ein einziges Jahr den Frieden. Sobald aber der Krieg sich entfernte, sobald es den Frieden genoß, riß die Ueppigkeit ein und schleppte die schändlichsten Laster mit sich.

Patimur longae pacis mala.

Ein merkwürdiges Wort!

Es

\*) Ich bitte wegen dieses Gallicismus um Vergebung; er ist energisch.



Es haben schon viel berühmte Männer den Nutzen des Krieges erkannt. In seiner Geschichte der Deutschen \*) sagt Schmidt:

„Es ist überhaupt schwer, wenn die Nation selber Soldat ist, ein Mittel zwischen Krieg und Frieden zu halten. Zu viel Kriege schwächen sie in ihren innerlichsten Theilen, und greifen, so zu sagen, das Mark in den Beinen an; zu wenige benehmen ihr den Muth und gewöhnen sie an Weichlichkeit.“

Man wende das — zu viele Kriege — nicht gegen mich. In allen Dingen ist zu viel schädlich. Zu viel Brod, zu viel Sonnenschein, zu viel Regen, sind ein Uebel; deswegen wird man aber nicht Brod, Sonnenschein und Regen unter die Uebel rechnen.

Les guerres civiles, sagt Helvetius, \*\*) font un malheur, auquel on doit souvent de grands hommes.

„Bürgerliche Kriege sind ein Uebel, dem man oft große Männer zu verdanken hat.“

Eben

\*) 3. Theil. Carl der Große.

\*\*) Tom. 2. p. 210.



Eben so spricht der große Friedrich in seinen Mémoires &c. „Zu Anfang der Regierung Friedrich Wilhelms war man auf die Ordnung der Regimente und auf die Mannszucht bedacht gewesen. Man war bald damit fertig; und nunmehr fing man an, auf Nebendinge zu denken. Der Soldat schlackte seine Flinte, seine Patrontasche und seine Degenscheide; der Reuter seinen Zaum, seinen Sattel, und sogar seine Stiefeln. Die Mähnen der Pferde waren mit Bändern geflochten; und endlich artete die mögliche Keinslichkeit in einen lächerlichen Mißbrauch aus. Hätte der Friede länger als bis 1740 gedauert, so würde man Mann und Pferd gewiß noch geschminkt und mit Schönpfästern belegt haben.“

Eben dies kann man nach Verhältniß von vielen Streitigkeiten sagen, die in der Welt entstanden sind, und worüber man so bitterlich geklagt hat. Im Physischen bringt die Ruh, wenn sie zu lange anhält, Verderben und Verwesung; im Moralischen, Schlassheit und Stumpfsheit. Die Franzosen haben ein Sprichwort!

Qui vit en paix, vit en bête.

Ich



Ich habe es niemals, als aus dem Munde des gemeinen Volks, gehört, und habe es immer in ironischem Sinn genommen. Es ver- trägt aber einen sehr guten ernsthaften Sinn. Vielleicht ist zum erstenmal in diesem Sinne von einem denkenden Manne gesagt worden. Wir wollen hören, was berühmte Männer hierüber gesagt haben.

„Ueberschaut man, sagt Inge Kothke, \*)  
„die ganzen Reiche von Jahrhunderten, so  
„findet man nichts originelles, keinen schö-  
„pferischen Geist nach Pythagoras, Plato,  
„Aristoteles, Epicur und Zeno; sondern die  
„Vernunft scheint wie erschöpft und entkräf-  
„tet. Selbst schon, als das Christenthum sich  
„zeigte, sich ausbreitete und das Heidenthum  
„so gewaltig angriff, wurden die Geister noch  
„nicht in Wirksamkeit gesetzt, neue Aussichten  
„zu eröffnen, und sich über das schon Vorhan-  
„dene zu erheben. Die Kraft dazu fehlte;  
„und mir deucht, es liege gar deutlich in der  
„Geschichte, daß wenn man in Constantino-  
„pel nicht bald die Ideen des Arius, bald des  
„Nestors, bald die Bilderstürmerei, bald sonst  
was

\*) Wirkung des Christenthums auf den Zustand der Völker in Europa. 1. Th. S. 402.



„was von der Art gehabt hätte, worüber man  
 „stritt; so hätte man gar nichts gehabt, was  
 „den Gedanken erhalten hätte, daß es Bücher  
 „gäbe, Systeme, die man überdenken, oder  
 „Wissenschaften, auf welche man sich bestützen  
 „müsse. Bei der Ueppigkeit, den vielen Ver-  
 „schnittenen und den morgenländischen Hofsitzen,  
 „die von Constantin an eingeführt wurden und  
 „fortwährten, bei dem harten Despotismus,  
 „und dem drückenden Finanzwesen, hätte man  
 „immer mehr und mehr alle Freiheit der Seele  
 „verlieren müssen. Und was wäre denn von  
 „Roms Geiste und römischen Kenntnissen übrig  
 „geblieben? Nichts, als was von Athens Ver-  
 „lassenschaft in Antiochien und Alexandrien übrig  
 „blieb: Unsitlichkeit nur, und heiße Wollust und  
 „Bettrennen, und unbändige Faktionen von  
 „blauen und grünen. „

Also haben die Zänkereien mit den Aria-  
 nern, Nestorianern, Bilderstürmern, u. a. m.  
 die Wissenschaften erhalten. Das ist doch wahr-  
 lich kein kleiner Dienst, den sie der Menschheit  
 geleistet haben.

Montesquieu, in seinem Werke von dem  
 Geiste der Gesetze, sagt etwas ähnliches. „Oft,  
 „spricht er, blühen die Staaten wegen des un-  
 „merklichen Ueberganges einer Verfassung zu  
 „der



„der andern weit mehr, als in der einen und  
„der andern Verfassung. Es kommt daher, daß  
„in jener Revolution alle Triebkräfte des Staats  
„rege sind, daß alle Bürger Ansprüche machen,  
„daß man einander angreift, oder zu gewinnen  
„sucht; und daß zwischen denen, welche die alte  
„Verfassung verfechten, und denen, welche die  
„neue einzuführen suchen, ein edler Wettstreit  
„obwaltet.“ \*)

Ich will über den verhältnißmäßigen  
Werth der verschiedenen Partheyen in der  
Christenheit nicht entscheiden; es ist aber un-  
läugbar, daß die Reformation sehr viel Gutes  
gestiftet hat. Die Gährung, welche sie in den  
Gemüthern erzeugte, machte die Seelenkräfte  
rege. Eine Menge Streitigkeiten und pole-  
mische Schriften, die jetzt, Gott sey es ge-  
G 2 dankt,

\*) Souvent les Etats fleurissent plus dans le pas-  
sage insensible d'une constitution à l'autre,  
qu'ils ne faisoient dans l'une ou l'autre de ses  
constitutions. C'est pour lors que tous les res-  
sorts du Gouvernement sont tendus, que tous  
les Citoyens ont des prétentions, qu'on s'at-  
taque et qu'on se caresse, et qu'il y a une noble  
émulation entre ceux qui défendent la constitu-  
tion qui decline, et ceux qui mettent en avant  
celle qui prévaut. Espr. des Loix. l. I. p. 270.  
Edit. de Geneve.



dankt, vergessen sind, stifteten doch den Nutzen, daß man Nachdenken, Wissenschaften und Geschichte studiren mußte. Dadurch wurden die Wissenschaften vom Untergange gerettet, aus dem Staube der Bibliotheken und der Dunkelheit der Klöster hervorgezogen. Ohne Witlof, Hus, Luther und Calvin würden vielleicht Aristoteles und Scotus noch in unsern Schulen herrschen. Dieses ist schon lange anerkannt worden.

Ich bitte den Leser, mich nicht zu beschuldigen, daß ich der Zänkeren, dem Partheygeiste, der Verfolgung das Wort rede. Wenn aber keine Partheyen waren, wenn die verschiedenen Partheyen bei kaltem Blute in Frieden mit einander lebten, so war es um die Gelehrsamkeit, und vielleicht um das größte Vorrecht des Menschen, um das Denken, geschehen. Der Partheyeifer mußte die schlummernden Kräfte des Menschen wecken.

„Es ist vielleicht gut, sagt Voltaire, daß es in einer Republik zwey Partheyen gäbe; denn es führt die eine über die andre die Aufsicht; und die Menschen bedürfen eine Aufsicht,“ — (das vielleicht konnte ganz wegbleiben, wenn man die Beredlung höher, als eine träge Ruh schätzt,) „daß eine Republik  
Mittler



„Mittler nöthig habe, ist vielleicht nicht so sehr  
eine Schande, als man denkt. Freilich be-  
weist es, daß von beiden Seiten Starrsinn  
herrscht; es beweiset aber auch, daß von bei-  
den Seiten Geist, Einsicht und Scharfsinn  
ist, weil man die Gesetze verschiedentlich aus-  
legt.“ \*)

Aus diesem Grunde seh ich es gerne, wenn  
der Bürger in einem monarchischen Staate  
wenigstens etwas zu sagen hat, mit dem Ge-  
meinwesen irgend etwas zu thun bekommt,  
sollte er auch nur zu der Wahl des Glöckners,  
Nachtwächters oder Gerichtsfrohns seine  
Stimme geben. Ich weiß, es gibt Zänke-  
reien, Feindschaften, Eigensinn, es erweckt  
Dünkel, und manchmal wird der Schlechteste  
gewählt. Das sind bei dem Wahlrechte des

G 3

Volks

\*) Il est peut-être utile, qu'il y ait deux partis  
dans une republique, parceque l'un veille sur  
l'autre, et que les hommes ont besoin de sur-  
veillans. Il n'est peut-être pas si honteux qu'on  
le croit, qu'une republique ait besoin de mé-  
diateurs; cela prouve à la vérité qu'il y a de  
l'opiniatreté de deux côtés; mais cela prouve  
aussi, qu'il y a de part et d'autre beaucoup d'es-  
prit, beaucoup des lumières, une grande sages-  
sité à interpréter les Loix dans les sens diffé-  
rens. Voltaire Tom. 29. p. 206.



Volks unvermeidliche Uebel; und die schlechte Wahl, die nicht unvermeidlich ist, erfordert Kunst, wenn sie vermieden werden soll. Auf der andern Seite gibt das Wahlrecht dem Menschen aber einen Werth, und es erhebt seine Seele, macht ihm Muth, erinnert ihn an seine Menschenwürde. Die Gemeine kommt zusammen, man sieht sich, man verbindet sich; der eine kann den Beitritt des andern nicht entbehren, wenn er seine Absicht erreichen will. Man wirbt Stimmen, man muß Vorsicht, Klugheit — und sollte es auch List seyn — dabei gebrauchen; der Verstand wird geschärft; es ist eine Gelegenheit mehr zu denken. Ein jedes Mitglied der Gemeinen wird aus seinem Ich herausgehoben, lernt einen größern Gedanken — seine Gemeine — denken; lernt für das gemeine Wesen fühlen; sein Kopf und sein Herz erweitern sich; und selbst die Collision der Partheyen, die gemeiniglich entstehen, erweckt alle Kräfte der Seele. Nur muß keine große oder kleine Obrigkeit mit Drohungen Stimmen sammeln. Der Amtmann in der Bellertschen Fabel machte zwar recht gut den Despoten, er verstand aber nicht, was zur Beredlung des Menschen gehört. Es wäre nicht gut, daß alle kleine Obrigkeiten seinem Beispiele folgten. Ich weiß nicht, wie  
der



der gute Gellert auf den Einfall gekommen ist, und was er mit dieser Fabel haben will.

An manchen Orten haben die Kirchgemeinen das Recht, ihren Prediger zu wählen — die häufigen Mißbräuche, die dabei vorkommen, haben mehrere auf den Gedanken gebracht, dem Volke dieses Recht zu nehmen. Das ist freilich der nächste Weg zur Vermeidung aller Irrungen. Dann wird man sich nicht mehr zanken. Was thut denn das Wahlrecht aber für Schaden? Es wird oft der Schlechtere gewählt. Gut; wessen ist aber die Schuld? Der Obrigkeit ganz allein. Ist es nicht die Obrigkeit, welche die Candidaten präsentirt? Nun so präsentire sie lauter gute Männer; dann wird die Gemeinde keinen schlechten wählen. Die Consistoria prüfen ja die Candidaten; wenn ein Dummkopf oder ein schlechter Mensch durchschlüpft, wer hat es verschuldet?

Obrigkeiten, wollt ihr über Menschen, und nicht über träge Thiere, herrschen — wollt ihr, daß eure Unterthanen Ehre und Patriotismus fühlen sollen? Schmäleret ihre Rechte nicht; gebet ihnen Gelegenheit, sich oft als Mitglieder des gemeinen Wesens zu denken und zu fühlen. Wenn ihr ihnen alle Gelegenheit



dazu abschneidet, wenn ihr sie in ihre Häuser einschließet, darin isolirt, wie wollen sie mit ihren Gedanken und Gefühlen herauskommen. Laßt sie alle die kleinen Posten besetzen, die zu ihrer Gemeine gehören, vom Kuhhirten und Feldhüter bis zum Schöppen und Pastor; ja, wenns möglich wäre, auch den Justitiarius.

Dieses ist um so nöthiger, da man jetzt damit umgeht, die Gemeinheiten aufzuheben. Dadurch werden einige Bande des gemeinen Wesens zerrissen, es müssen andre an der Stelle geknüpft werden, sonst werden die Menschenherzen und Köpfe sich ganz isoliren, ganz in das Ich einschränken.

Dies war eine Ausschweifung; ich bitte den Leser, mir solche zu verzeihen — die Sache war wichtig genug, um sie bei Gelegenheit zu berühren — eine solche Gelegenheit hatte ich schon lange gesucht. Nun kehre ich wieder zu meiner Hauptsache zurück.

„Jedertzeit, sagt Voltaire, artet eine verfolgte Sekte nothwendig in eine Faktion aus. Und die Ursach davon ist, daß die Unterdrückten sich verbinden und Muth fassen. Sie sind geschickter ihre Parthey zu verstärken, als die herrschende Sekte solche zu unterdrük.



„sterdrücken — — Selbst dem Mahomed ge-  
„lang sein Unternehmen nur deswegen, weil er  
„von Mekka verbannt wurde, und weil man da-  
„selbst auf seinen Kopf einen Preis setzte.“ \*)

IV. Abschnitt.

Vom dem moralischen Uebel. •

Hat denn auch das moralische Uebel seinen Nutzen? Leser, wenns möglich ist, laßt uns hier alle Vorurtheile ablegen, und die Sache unbefangen erwägen. Ich bin hier in keiner geringen Verlegenheit; ich sehe, wie mancher mit Widerwillen das Buch weglegen wird. Was kann ich dafür — ich suche Wahrheit, ich glaube die Wahrheit auf diesem Wege zu finden, und muß ihn also verfolgen.

§ 5

Man

\*) Il arrive toujours, et necessairement, qu'une secte persecutée dégénère en faction. Les opprimés se réunissent et s'encouragent. Ils ont plus d'industrie pour fortifier leur parti, que la secte dominante n'en a pour l'exterminer. — — Mahomet lui-même n'a réussi que pour avoir été chassé de la Meque, et parcequ'on y avoit mis sa tête à prix. Voltaire Tom. 29. pag. 218. 219.



Man wird in dieser Schrift manche — wenigstens scheinbare — Wiederholung finden; ich will zugeben, daß es wahre Wiederholungen sind. Allein man bedenke.

1) Daß manches hier unter ein ganz anderes Licht gestellt werden muß, als man es bisher betrachtet hat; da muß man ja wohl die Sache von allen Seiten beleuchten; jede Hauptsache kommt mehrmals vor; und das gibt ein Ansehen von Wiederholung.

2) Ich möchte gern — nicht bloß für den Gelehrten schreiben. Dieser kann meine Schrift wohl entbehren. Für die mehrsten Leser möchte ich faßlich und genießbar seyn. Da muß ich manches weitläufiger entwickeln, als sonst nöthig wäre.

3) Und endlich — ich suche nicht bloß den Beifall des Lesers, ich möchte ihm auch nützlich seyn; ich wünschte, daß er meine Sätze behielte, zu den seinigen machte — dazu ist wahrlich mehr, als eine flüchtige Uebersicht, als eine augenblickliche Ueberzeugung, nöthig. Es muß alles zusammenhängen, jede Detailidee muß die Hauptidee wieder rufen, einprägen, das wichtigste muß mehrmals wiederkommen.

Nach diesen Grundsätzen bitte ich meine Schrift zu beurtheilen. Nun zur Sache!

I. Kapi.



## I. Kapitel.

## Ein Präjudiz für den Nutzen des moralischen Uebels.

Das moralische Uebel mag immer eine Mittelursach haben, welche man will, so hat es doch nur immer vermöge des göttlichen Willens entstehen können. Gott ist's, der den Menschen so eingeschränkt geschaffen hat, als wir sind; Gott ist's, der ihm die Anlage zu Leidenschaften gegeben; Gott ist's, der Sinne des Menschen gemacht hat; Gott ist's, der den Menschen in die Umstände versetzt, welche seine Sinne, seine Leidenschaften entzünden. Diese Schwäche, diese Sinne, diese Leidenschaften, diese Umstände, sind die unmittelbaren Ursachen der moralischen Fehler und Vergehen der Menschen — mithin ist die erste Ursach derselben der allgütige Wille unsers himmlischen Vaters.

Wenn ich mich dessen versichert habe, dann kann ich nicht mehr jenes Uebel als blosses Uebel ansehen; dann bin ich überzeugt, daß es seine guten Absichten haben muß. Ich lasse mich nicht mehr durch den Schein abschrecken, und betrachte genauer das Ungeheuer, wovor ich vorher zurückschauderte.

## II. Kapi.



## II. Kapitel.

Von dem großen Nutzen der menschlichen  
Schwachheit überhaupt.

Ich nehme das Wort, Schwachheit, nicht in dem Sinne von Neigung zu Fehlritten, sondern von dem Mangel an Kräften. Man sehe den ersten Band, Seite 138 ff.

Auch verstehe ich hier unter Schwachheit, die Beschränktheit aller Kräfte des Körpers und der Seele.

Von dieser Schwachheit nun, wage ich eine Behauptung, die paradox scheinen wird — nemlich — daß

Von unsrer Schwachheit unsre ganze Größe abhängt.

Die Größe besteht in der Kraft, und wird durch große Thaten — oder noch besser — durch große Wirkungen sichtbar.

Sie ist ein Verhältniß zu andern Wirkungen — und in der Rücksicht ist sie physische Größe.

Oder



Oder, die Größe der Wirkung ist ein Verhältnis zu der wirkenden Kraft; daraus entsteht moralische Größe.

Dies wird aus Beispielen deutlich werden.

Der Einwohner von Canada macht Reisen von mehreren hundert Meilen in wüsten Gegenden, findet überall das Wenige, das er braucht, und nimmt mit einem Lager auf der Erde vorlieb. Die Wirkung ist groß, aber nur im physischen Verstande, in Vergleichung mit dem, was wir Europäer und gesitteten Menschen vermögen; denn der Canadenser, der solches gewohnt ist, dem es keine Mühe kostet, verbindet damit keine Idee von Größe.

Wenn Schiffszimmerleute in Sardham ein Kriegeschiff von achtzig Kanonen bauen, so machen sie wirklich ein großes Werk: aber sind selbst darum nicht moralisch groß; denn man kann von ihnen sagen: Sie wissen nicht, was sie thun; ihre Arbeit ist mechanisch; sie haben keine Einsicht und kein Gefühl der Größe ihres Unternehmens.

Wenn die Siebenmeilen-Stiefeln und andre Wunderdinge der Feenwelt realisiert würden; so wäre kein Zweifel, daß große Wirkungen geschä-



geschähen. Der Mensch würde mehr vermögen, physisch größer werden; moralisch groß könnte er aber nicht seyn, weil die größten Wirkungen ohne Mühe, ohne Kraft, erfolgen würden. Es wäre denn, wie man zu sprechen pflegt, keine Kunst, große Dinge zu verrichten.

Mit tausendfacher Größe und Kraft würde dem Menschen auf Erden nichts schwer seyn; in einem paar Tagen könnte er um die ganze Erde kommen, er würde durch das Weltmeer waten, wie er jetzt durch einen Bach wadet. Alle die großen Thiere, die ihn jetzt zur Kunst und Vorsicht auffordern, würden ihm eine Kleinigkeit seyn; den Elephanten faßte er bei dem Rüssel und schleuderte ihn auf einen Berg ohne Müh. Den Wallfisch würde er mit Händen greifen. Alle solche Thaten wären das Spiel der Kinder. Es wäre nichts mehr da, woran der Mensch sich üben, nichts mehr, das seinen Muth ausbieten könnte — das Theater wäre zu klein; in einem großen und starken Körper würde eine schwache, stumpfe, Seele wohnen.

Wenn aber bei mäßigen Kräften, wie sie der Mensch hat, große Gegenstände ihn auffordern, dann verändert sich die Szene. Die  
Gegen-



IV. Abschn. Vom moralischen Uebel. III

Gegenstände scheinen den Kräften überlegen zu seyn. Daraus folgt.

1) Daß der Mensch die Idee und das Gefühl von großen Dingen bekommt.

Große Ideen aber, und erhabene Gefühle, machen die Größe der Seele aus.

2) Daß Unternehmen großer Dinge erfordert Muth, und erzeugt ihn.

Der Muth aber ist das wesentlichste Stück der Seelengröße.

3) Große Unternehmungen über und erhöhen die Kräfte — auf diese Art wird die Kraft des Menschen einigermaßen sein eignes Werk; die Vermehrung der Kräfte macht seine physische und psychologische Veredlung; und das Bewußtseyn dieser Vermehrung, und des Antheils, den der Mensch an seiner eignen Veredlung hat, macht die moralische Veredlung.

4) Große Unternehmen — d. h. solche die seine Kräfte zu übersteigen scheinen — fordern den Menschen auf, neue Kräfte zu suchen, sich zu unterwerfen, zu seinem Zwecke aufzubieten. Er muß nachdenken, Anstalten machen.

So wird sein Verstand immer mehr gebildet, und auf der Bildung des Verstandes beruht



beruht die ganze Größe und Macht des Menschen.

5) Große Unternehmen — man man mag noch so viele Kräfte zu ihrer Ausführung anwenden — erfordern Zeit. Dieses lehrt den Menschen Geduld, Standhaftigkeit, Ausharren.

Darin besteht aber die Festigkeit der Seele, ohne welche keine Größe stattfinden kann.

Alle die vorherbenannten Eigenschaften gehören zur moralischen Größe. Keine kann, der Größe unbeschadet, fehlen.

Alle diese Eigenschaften aber können nur durch große Unternehmen erhalten werden.

Große Unternehmen aber sind solche, welche die Kraft in ihrem natürlichen Zustande übertreffen.

Wenn es Gegenstände geben soll, die den Kräften in ihrem moralischen Zustande überlegen sind, so müssen diese, in Verhältniß mit den Dingen, eingeschränkt — d. h. der Mensch muß schwach seyn.



III. Kapitel.

---

Fortsetzung. Ein Beispiel.

Wer wird nicht bekennen, daß Peter der Erste ein großes Unternehmen wagte, als er anfang, sein Volk zu civilisiren. — Warum aber war dies Unternehmen groß?

Weil das Volk ungemein roh und ungebildet war.

Weil sich die Gebräuche, die Vorurtheile, die Unwissenheit, die Rechte des Volks und der Großen, und der Eigennuz der Geistlichkeit der Aufklärung widersezten.

Weil in dem ganzen russischen Reich kein Mann zu finden war, welcher Künste und Wissenschaften kannte.

Weil Peter selbst von Künsten und Wissenschaften keine Idee und nur eine dunkle Ahnung hatte.

Weil der Lehrer seines Volks erst selbst lernen, sich aufklären, sich bilden mußte, ehe er das Werk anfangen konnte.

Weil ein mächtiger Kaiser, der, wie seine Vorfahren, auf seinem Throne immerhin  
3ter Band.                    §                    schlum.



schlummern konnte, diesen Thron verlassen, in die weite Welt wandern mußte, um Künste und Wissenschaften, die er sein Volk lehren wollte, selbst zu lernen.

Viele tadeln den großen Mann, daß er den Thron und das Reich verließ — Sie mögen Recht haben. Ein aufgeklärter Regent würde das vielleicht nicht thun — allein, Peter war nicht aufgeklärt, er konnte nicht alles so genau abwägen; er wußte kein besseres Mittel — und dies ergrif er. Man bedenke aber, diese Frage ungerechnet, wie viel Muth und Entschlossenheit, wie viel Seelengröße, dazu gehörte, um dieses Mittel zu ergreifen. Es war doch wahrhaftig bequemer, in Moskau, mitten in seinem Hofe zu bleiben, als auf den Holländischen Werften die Zimmerart zu ergreifen, die Mathematik zu lernen, und alle Beschwerden einer langen Reise über sich zu nehmen. Peter allein erneute die ganze Nation, da alle Bemühungen der aufgeklärtesten Männer nicht einmal im Stande sind, ein neues Gesangbuch in den Kirchen des aufgeklärten Berlins einzuführen.

Man räume alle Schwierigkeiten weg, man gebe Petern eine gute Erziehung, man setze, das Volk sey ganz willig, alle Vorschläge  
des



IV. Abschn. Vom moralischen Uebel. 115

des Kaisers anzunehmen und auszuführen, so daß der Regent nur durch Edikte sein Volk auf die Idee bringen darf — so wird Niemand was Großes darin finden. Die Größe des Unternehmens besteht also in der Schwierigkeit der Ausführung. Diese Schwierigkeit ist aber weiter nichts, als ein Verhältniß zu den Kräften, welche ausführen sollen. Sind diese ohne Anstrengung, und in ihrem natürlichen Zustande, der Sache gewachsen oder überlegen, so findet keine Schwierigkeit, mithin keine Größe, statt.

Gesetzt also, der Mensch wäre vom Schöpfer mit solchen Kräften beschenkt worden, daß er ohne alle eigne Übung, Bildung und Anstrengung alles verrichten könnte — so würde seine ganze moralische Größe wegfallen. Wie oft hat man sich aber nicht solche Kraft gewünscht? Wie oft hat man sich gegen den Schöpfer über den Mangel derselben beklagt?

Also beruht die moralische Größe des Menschen auf seiner Schwäche.

Pascal sagt von dem Menschen

Ses misères prouvent sa grandeur. \*)

h 2

Sein

\*) Pensées de Pascal, No. 23.



„Sein Elend beweiset seine Größe.“ Er konnte weiter gehen und sagen — seine Schwäche (oder sein Elend) ist der Grund seiner Größe.

---

 IV. Kapitel.
 

---

## Fortsetzung.

Was nützet diese Größe?

Sollte man sich wohl vorstellen, daß es Menschen gibt, welche fragen können: Was hilft mir diese Größe? Ich möchte lieber weniger groß, und weniger schwach seyn! — Allein, man hat mir in der That diese Frage gethan.

Das kommt daher, daß man nicht auf sich selbst aufmerksam ist, und sich von dem Zustande, in welchem man sich wünscht, keinen rechten Begriff gemacht hat. Denn es wäre wirklich hart, diese Frage von der Gefühllosigkeit, die sie zu verrathen scheint, zu erklären. Derjenige wäre zu beklagen, der diese Frage, nach genauer Prüfung und Ueberlegung, noch im Ernst aufwerfen könnte. Er müßte, der Beklagenswürdige, keinen Begriff, kein Gefühl von menschlicher Größe und Glückseligkeit haben.

Denn



Denn freilich kann der Mensch, ohne Gefühl von Größe und Würde, Genuß haben; er genießt aber wie das Thier; seine ganze Glückseligkeit beruht auf den Sinnen, sie eilt so schnell vorüber, als der flüchtige Kitzel der Sinne. Wenn diese satt oder erschöpft sind, dann bleibt ihm nichts mehr, als leere Unthätigkeit, übrig. Der Genuß, wenn er bloß physisch ist, hat keine Innigkeit. Ihr, die ihr alle Arten der Wollust geschmeckt habt, habt ihr nicht den Unterschied zwischen den Liebfungen einer feilen Dirne, und denen einer Geliebten, die ihr verehretet, bemerkt? So ohngefehr werden sich thierischer Genuß und moralische Empfindung gegen einander verhalten.

Also beruht die höchste Glückseligkeit des Menschen auf seiner Schwäche. Wahrlich! eine wichtige Beobachtung.

Wenn das wahr ist — dürfen wir uns darüber beklagen?

#### V. Kapitel.

---

#### Von einem Stande der Unschuld.

Um den Nutzen des moralischen Uebels zu erkennen, müssen wir uns einen Begriff von ei-



nem Zustande zu machen suchen, in welchem der Mensch ohne Leidenschaft, und fehlerfrei wäre.

Wir finden eine Art von Stand der Unschuld bei den unkultivirten Völkern. Bei solchen sind wenig Leidenschaften, und die Leidenschaften sind sehr mäßig, oder vielmehr schwach. Dies bekennen alle, welche von diesen Völkern Nachrichten geliefert haben. Ihre moralische Güte hängt von der Eingeschränktheit ihrer Kenntnisse und ihrer Lage ab. Die einzige Unart, die man ihnen vorwirft, ist die Dieberei. Aber was sind diese Völker auch? Unthätig, träge, ungeschickt; sie verschlummern den größten Theil ihres Lebens. Ihre Seelenkräfte sind ganz erschlaft, oder vielmehr unentwickelt. Alles, was man von ihnen sagen kann, ist, daß sie ungebildete Kinder sind.

Und doch sind sie nicht ganz unschuldig, nicht ganz ohne Leidenschaften! — Nun wollen wir sehen, ob wir uns einen Begriff von einem ganz schuldblosen Zustande des Menschen machen können. Da solcher niemals statt gefunden hat, wird es nicht ganz leicht seyn.

Bermuthen können wir schon, daß in diesem Zustande wenig Thätigkeit, und folglich wenig Ausbildung, anzutreffen seyn wird.

Ich



Ich sage, wenig Thätigkeit. — Diese wird nur so weit, als die eingeschränkten Bedürfnisse der Natur, reichen. Denn die Leidenschaften sind unsre Triebfedern: sie allein dehnen unsre Bedürfnisse über die engen Schranken der Natur hinaus. Man stelle sich also vor, daß der Mensch ohne Sinnlichkeit bloß für die Erhaltung seines Lebens sorgt, er ißt nur, wenn ihn hungert, und nimmt mit dem Vorlieb, was die rohe Natur ihm in die Hände gibt; er darf sich gegen die Menschen nicht sichern, denn diese haben keine Leidenschaft, also geht seine ganze Sorge auf seine Vertheidigung gegen die Thiere — schwache Gegner, die ihm nicht viel Mühe machen können — denn selbst der Löwe und der Elephant weichen ihm.

Was wird er also thun? Wahrlich! ich weiß es nicht.

Also ist er unthätig; und wie soll er sich bilden? Alles Unthätige in der Natur, in der Körper, und Geisterwelt, wird stumpf und unbrauchbar. Nur die Betriebsamkeit entwickelt und erhöht die Kräfte.

„Aber die Vernunft könnte den Menschen ohne Bedürfnisse und Leidenschaften thätig machen?“



Ob sie es könnte, oder nicht könnte — weiß ich nicht. Das weiß ich aber, daß sie es nicht thut. Ueberall sieht man den Menschen, nur nach dem Maasse seiner Leidenschaften, thätig. Kann es aber anders seyn? Denn, wenn die Vernunft den Menschen thätig machen soll, so muß sie gebildet seyn; allein, wodurch soll sie sich bilden? sie muß einen Zweck haben; und welcher wird dieser Zweck seyn? Sie muß einen Gegenstand der Thätigkeit haben; und wo soll sie den finden?

Mandeville hat ein ganzes Buch geschrieben, (die Fabel von den Bienen,) um den Nutzen des moralischen Uebels zu zeigen. Der Verfasser, welcher manchmal nicht gründlich und bestimmt genug schreibt, sagt doch manches Bemerkenswürdtge. Unter andern schildert er den Zustand eines Staates, woraus alle Laster verbannt sind. — Hier sind einige Züge dieser Schilderung.

„Das Rathhaus ward verlassen. Die Gerechtigkeit öfnete die Thüre der Kerker; die Göttin, welche nunmehr kein Geschäft hatte, mußte weichen, mit ihrem ganzen Gefolge. Zuerst sah man Schmiede mit Schloßern, Kiegeln, Gittern und Ketten ziehn. Diesen folgte der ganze Schwarm der Diener der Gerecht.



„Berechtigkeit. In allen Aemtern und Be-  
 „dienungen verrichtete nun eine einzige Person,  
 „was sonst drei kaum zu Stande bringen  
 „konnten. Niemand wollte mehr glänzen.  
 „Die Livreen hingen in den Läden der Trödler,  
 „Diesenigen, welche sonst durch die Pracht  
 „ihrer Equipagen zu glänzen suchten, ver-  
 „kauften ihre Carossen um einen geringen  
 „Preis.“ (Ich möchte wohl wissen, wer  
 „ihnen solche abkaufte.) „Der Adel verkaufte  
 „seine schönen mit vieler Müh gepaarten Pferde.  
 „Der Preis der Waaren fiel um die Hälfte, und  
 „mit ihm der Werth der Gebäude und Grund-  
 „stücke; die Palläste wurden Einöden, die Bau-  
 „kunst wurde vernachlässigt; die Handwerks-  
 „leute fanden keine Arbeit mehr; Maler, Bild-  
 „hauer, Kupferstecher, waren in dem Staate  
 „ganz unbekannt. Die wenigen Bürger, welche  
 „übrig blieben, lebten elend, man war nicht  
 „mehr verlegen, wie man sein Geld verthun  
 „wollte, wohl aber, woher man zu leben her-  
 „nehmen sollte. Die stolze Chloe verkaufte  
 „nun ihre Equipage; sie trug das ganze Jahr  
 „dasselbe Kleid. Die Moden folgten nicht  
 „mehr in eigensinniger Unbeständigkeit aufein-  
 „ander; da mußten alle Arbeiter in reichen  
 „Zeugen, und alle, die davon leben, auswan-  
 „dern. So wie die Eitelkeit und Pracht ver-



„schwanden, verlohren sich die Einwohner mit  
 „ihnen. Die Einfalt der Sitten und die Mäß-  
 „sigung stürzen alle Manufakturen; alle  
 „Handwerke und alle Künste geriethen in Ver-  
 „fall. So wurde der Staat entvölkert, und  
 „konnte sich nunmehr nicht gegen die Angriffe  
 „der Feinde, die weit zahlreicher waren, ver-  
 „theidigen. \*) Die Bürger wehrten sich zwar  
 „mit aller ersinnlichen Tapferkeit, bis daß ei-  
 „nige unter ihnen einen wohlbefestigten Zu-  
 „fluchtsort fanden. Hier suchten sie sich zu  
 „erhalten; und erhielten durch ihren Muth ei-  
 „nen ehrenvollen Sieg. Allein dieser Sieg  
 „kam ihnen theuer zu stehen. Viel tausend  
 „tapfere Bürger starben, und die übrigen muß-  
 „ten das Vaterland verlassen.“

Ob ich gleich unter den Zügen, mit wel-  
 chen Mandeville den Verfall seiner tugendhaf-  
 ten Bienen schildert, nur die vorzüglichsten  
 gewählt habe, so sieht man doch, daß die  
 Schilderung ziemlich schwach ist, und weit  
 auffallender hätte gerathen können.

Man

\*) Dieser Zug paßt auf meine Voraussetzung, daß  
 die ganze Menschheit schuldlos und ohne Leiden-  
 schaft wäre, nicht ganz: denn, in diesem Fall,  
 würde kein Nachbar den andern angreifen.



Man möchte noch wider jene Schilderung einwenden, daß der Verfasser, wegen seiner Paradoxen, lange verrufen gewesen, und sich viele Vorwürfe zugezogen hat. — Freylich sollte man nur auf die Wahrheit, und nicht auf solche Nebendinge, sehen: es geschieht aber. Ich will also hier noch eine Schilderung des Standes der Unschuld anführen, gegen deren Orthodorie man gewiß nichts einwenden kann, denn sie ist von einem Mönch im 17ten Jahr- hundert verfertigt.

\*) „Das Wasser eines Quells ist der Na-  
tur genug, um den Durst zu löschen, und die  
„Früchte

\*) L'eau d'une fontaine suffit à la nature pour éteindre la soif, les fruits de la terre appaisent la faim, la laine des moutons fournit à l'homme des vêtements, et avant que le luxe l'obligeât à faire la guerre aux animaux, je ne fais si les arbres ne lui fournissoient point ses habits, et si ceux, qui le nourrissoient de leurs fruits, ne le vétoient point de leur écorce. Mais au moins fais-je bien qu'en ses siècles innocens, il ne faisoit point de meurtre pour se parer; il ne commettoit point d'injustice pour s'enrichir, et ne violoit point la nature pour se procurer des délices criminelles. Ses maisons étoient bâties sans artifice, et celui même, qui en avoit été l'Architecte, en étoit le charpentier et le maçon.

La



„Früchte der Erde stillen ihren Hunger. Die  
 „Wolle der Schaafe gibt dem Menschen die  
 „Kleidung, und ich weiß nicht, ob ihn die  
 „Bäume nicht genugsam bekleideten, ehe die  
 „Leppigkeit ihn verleitete, den Thieren den  
 „Krieg anzukündigen; sollten zu jener glückli-  
 „chen Zeit nicht die Bäume, die ihn mit ih-  
 „ren Früchten speiseten, ihn auch mit ihrem  
 „Wasse

La terre couverte de mousse lui servoit de lit, et  
 comme il ne se couchoit jamais qu'il n'y fût  
 invité par le sommeil, il s'endormoit sans peine,  
 et se réveilloit avec plaisir. Il ne connoissoit po-  
 int d'autre parfum, que celui des fleurs; et  
 parceque ce parfum étoit plus pur, que les nô-  
 tres, il en étoit plus agréable. L'usage des ca-  
 rosques lui étoit inconnu. Ses voyages n'étoient  
 pas longs, et il ne se servoit que des moyens,  
 que la nature lui avoit donnés. La guerre lui  
 étant odieuse et le commerce inutile, il laissoit  
 les chevaux en liberté. et n'employoit point ce  
 noble animal, que la fureur et l'avarice nous  
 ont rendu nécessaire. Quelque part qu'il pût  
 aller, la terre étoit assez féconde pour le nour-  
 rir, pour l'habiller; il trouvoit dans les déserts,  
 de quoi contenter ses desirs, et ce qui nous man-  
 que dans les villes, ne lui manquoit pas dans  
 les solitudes. En ces siècles heureux toutes  
 les voluptés étoient innocentes.

*Senault, Usage des passions, p. 491.*



„Baste bedecken? So viel aber weiß ich ge-  
 „wiß, daß er, in dem seligen Stande der Un-  
 „schuld, nicht mordete, um sich zu schmücken,  
 „keine Ungerechtigkeiten begieng, um sich zu  
 „bereichern, und der Natur nicht Gewalt an-  
 „that, um sich schändliche Vergnügungen zu  
 „verschaffen. Seine Häuser waren ohne Kunst  
 „gebaut —“ (gewiß; wenn man alles abrech-  
 „net, was an unsern Häusern zur Sicherheit,  
 „zur Bequemlichkeit und Pracht, dient — ich  
 „stelle mir Lappländische oder Hottentottische  
 „Hütten vor; wie viele Künste und Hand-  
 „werke gehen aber dabei nicht verloren?) —  
 „Der Baumeister war dabei zugleich Maurer  
 „und Zimmermann; die Erde, mit Moos be-  
 „deckt, war sein Bett —“ (Tischler und Lein-  
 „weber und Flachsbauer und Spinner hätten  
 „weit weniger zu thun, als bei uns). — „Er  
 „legte sich niemals nieder, ehe ihn der Schlaf  
 „dazu einlud; er schief leicht ein und stand  
 „fröhlich wieder auf. Er kannte keinen an-  
 „dern Wohlgeruch, als den Duft der Blu-  
 „men —“ (Und weil er ganz ohne Begier-  
 „den war, bauete er vermuthlich keine, und  
 „begnügte sich mit denen, die die Natur ohne  
 „Cultur hervorbrachte.) — „Und da dieser Duft  
 „weit reiner, als unsere Wohlgerüche, war, war  
 „er auch angenehmer. —“ Dies mußte wohl  
 auf



auf die Entscheidung derer ankommen, die beide kennen. Würde der Mensch dabei die Wollust empfunden haben, die sich der Verfasser, oder ein Dichter, dabei denkt? Mir deucht, man irrt sich sehr, wenn man aus den wollüstigen Bildern der Phantasie auf den natürlichen Zustand der Sachen schließt. Horaz sagt: *tempestatas poëtica*. Man könnte auch sagen: *voluptas poëtica*, eine dichterische Wollust u. Das Murmeln der Bäche, die Pracht der Wiesen, das Gold der Aehren, das Rosenbett, sind allerdings in der Natur ganz angenehm, noch schöner aber in der Idylle. — „Der Gebrauch der Kutschen war ihm unbekannt.“ — (Also hatten Rademacher, Riemer, Seiler, Schmiede, wenig Geschäfte; Wagen lassen sich bei Menschen ohne Leidenschaften eben so wenig, als Equipagen, denken; weil solche Menschen, die mit den Gaben der rohen Natur vorlieb nehmen, keinen Handel treiben und keine Frachten brauchen werden. Ihre Reisen gehen nur so weit, als es nöthig ist, ihre Nahrung oder Wasser zu suchen; und das wird nicht weit seyn. Ob die Jagd sie weiter führen wird, ist eine Frage. Denn sie werden nicht morden, mithin fällt auch die Geographie, die Naturgeschichte, die sich außer dem engen Bezirk eines jeden erstreckt, ganz weg.



weg. Der Bewohner des festen Landes wird nicht wissen, daß es Meere gibt, der Bewohner der Ebene wird keinen Begriff von Bergen haben, und der in Brüchen und Heiden sich befindet, wird von keinen hochstämmigen Bäumen wissen. Wie werden sich da die Menschen bilden?) — „Die Reisen giengen nicht weit. —“ (In der That wüßte man nicht, warum er reisen sollte, wenn kein Bedürfniß, keine Leidenschaft, ihn dazu auffordert. — Aus Neugierde? — Man denkt sich den Menschen in jenem, von dem unsrigen so entfernten Zustande, wie er jetzt ist. Woher soll die Neugierde kommen —? Und wenn sie nun auch da wäre, woher sollte sie Gegenstand und Nahrung nehmen? Die ganze Erde würde ein Wald seyn, in welchem man nur hin und wieder einige schlechte Hütten, und keine Sitten, finden würde. — Die Natur hat für die groben Sinne der Menschen keine Reize, und die Menschen wären der Neugierde nicht werth.) — „Und der Mensch brauchte nur die Mittel, die ihm die Natur gegeben hätte — „(Also keine Kunst; keine Fuhren — und die schöne Schiffahrt — alles weg! Wahrlich es ist schade!) — „Der Krieg war ihm verhaßt —“ (Um Vergeltung, er würde ihn gar nicht kennen; und was man nicht



nicht kennt, kann man nicht hassen. — Der Krieg — er sagt mir, wie jedem andern, Schrecken ein — und, wenn ich könnte, wollte ich ihn gern um mich her verbitten. So sehr aber, als ich ihn fürchte, so muß ich doch bekennen, daß ich ihn für eines der vorzüglichsten Mittel zur Bildung des Menschen halte. Man sehe, was ich davon in dem Kapitel vom Kriege gesagt habe. Dem Kriege haben wir vortrefliche Erfindungen, das Pulver, das Geschütz, vielleicht das Eisen, zu verdanken. Pulver und Geschütz machen den Menschen groß. Wie viele Künste sind nicht durch den Angriff und die Vertheidigung ans Licht gekommen, oder vollkommener geworden? Und die Militärzucht? Die Ordnung, Genauigkeit, die Wachsamkeit und Würde — wie erheben die nicht die Seele mit dem Gefühl des Großen und der Ehre? Wie bilden sie nicht den Menschen überhaupt zur Brauchbarkeit, — und die Handlung unnütz. — Da gehen wieder manche Gelegenheiten zur Bildung des Menschen verloren — Handwerke, Münze, Rechenkunst, Fleiß, Vorsicht — fallen weg.) — Er ließ die Pferde in Freiheit. — „(Er lernte also nicht diese bändigen, abrichten, besteigen, brauchen.) — „Er brauchte dieses edle Thier nicht, welches  
 „Wuth



„Wuth und Geiz ihm jetzt unentbehrlich machen.  
 „Er mochte gehen, wo er wollte, die Erde war  
 „allenthalben fruchtbar genug, ihn zu nähren  
 „und zu kleiden.“ — (Folglich fällt der Acker-  
 bau weg — und, weil er nicht mordet,  
 auch die Viehzucht — Also hat er weniger Ge-  
 schäfte als die Neger, Hottentotten und Kamt-  
 schadalen; er hat weniger Anlaß sich zu bilden,  
 als diese Völker; folglich bleibt er hinter ihnen  
 zurück — was ist er denn? So dumm, als der  
 Californier und Feuerländer — noch dummer;  
 denn diese sagen. — Ich sehe beinahe in der  
 ganzen Schöpfung nichts, daß ich mit diesem  
 schuldlosen und trägen Geschöpfe vergleichen könn-  
 te, als — das Faulthier, oder das Schaaf.) —  
 „Er fand in den Wüsten, was seine Wünsche  
 „befriedigte. — „(vermuthlich weil er keine  
 hegte.) — „was uns in den Städten fehlt, das  
 fehlte ihm nicht in den Einöden — (doch ver-  
 „muthlich nichts anders, als eine stupide Zu-  
 friedenheit.) — „Zu jenen seligen Zeiten waren  
 alle Bollüste unschuldig „ — (das glaub' ich,  
 denn es gab keine.)

Nach diesen, meines Erachtens, ganz  
 richtigen Bemerkungen, fallen alle Künste und  
 Wissenschaften, alle Handwerke und Gewerbe  
 3ter Band. J der



der Menschen weg. An Metallurgie, und folglich an Mineralogie, ist gar nicht zu gedenken. Mechanik braucht der Mensch nicht, der nur die Produkte der rohen Natur, wie sie ihm unter den Händen wachsen, verlangt. Er hat auch nichts zu berechnen — die ganze Mathematik bleibt ihm unbekannt; folglich auch Physik und Astronomie. — Wenn Künste und Wissenschaften wegfallen, was soll er schreiben? was soll er lesen? auch dieses findet nicht statt. Mit hin ist seine Sprache arm, roh, so etwa, wie die Californische. Doch, was soll der Mensch sprechen, wenn er kein Bedürfnis, und kaum eine Veranlassung zu sprechen hat.

Wie wird es mit der Religion aussehen? wird er eine haben, oder nicht? Wenn er ja eine hat, so ist es eine dunkle, unverdaute Ueberlieferung, ein blinder absurder Glaube: denn wie will er sich zu würdigen Begriffen von Gott erheben? Die Himmel erzählen die Ehre Gottes; man muß aber ihre Sprache verstehn lernen. Der Californier versteht sie nicht.

Menschen ohne Leidenschaften, die mit den Geschenken der rohen Natur vorlieb nähmen, würden mit einander nicht viel zu thun haben,  
einan.



einander nicht bedürfen, mit Niemanden in Collision kommen. Sie bedürften also keine Gesetze, keine Polizien. — Die Solone und Montesquieus wären überflüssig; sie würden nicht entstehen, nicht gebildet werden können. Es entginge hier wieder der Bildung und Veredlung des Menschen ein nöthiges Hülfsmittel.

Sollte wohl eine Verbindung, eine Gesellschaft unter den Menschen ~~hätten~~ ~~finden~~? — Eine Nebeneinanderwohnung möchte in den angenehmsten und fruchtbarsten Theilen der Erde wohl seyn; eine Gesellschaft aber, eine Verbindung — daran zweifle ich sehr. Selbst die unvollkommenen Verbindungen, welche, der Vertheidigung wegen, in den Wäldern Amerika's obwalten, würden unter Menschen ohne Leidenschaft keine Gelegenheit haben; denn es würde kein Krieg seyn. Die ganze Verbindung der Menschen unter einander würde also in der bloßen Nachbarschaft bestehen — gerade der Zustand der Californier und Grönländer, die von keinen Nachbarn etwas fürchten dürfen. Ihre ganze Gemeinschaft ist — daß sie ein Land bewohnen.

Selbst die häusliche Gesellschaft würde mit schlaffen Banden zusammenhängen. Nichts als Bedürfniß, keine Leidenschaft. Also keine



Liebe unter den Geschlechtern, nur bloße physische — thierische Beivohnung; in einem engeren Bande, kaltblütige Gleichgültigkeit. Man sehe die Geschichte der rohren Völker, die sich nicht bis zum moralischen Gesühle in der Liebe erhoben haben.

Eltern und Kinder würden mit einander nur so lange wohnen, als letztere der Hülfe der erstern bedürften. ~~Und da dem bloßen Bedürfnisse der Natur würde dies eine sehr kurze Frist seyn.~~ Man sehe die Geschichte der Californier.

Wenn keine engere Gesellschaft statt findet, findet auch die Bildung des Menschen durch Unterricht und Erziehung nicht statt. In solchem Zustande — was soll man lehren? Man weiß nichts: wozu soll man lernen? Man braucht nichts zu wissen. Die Sprache ist roh und arm; sie drückt nur die ersten sinnlichen Begriffe aus, sie hat keine abstrakte. Der Californier kann sagen; ein alter Mann, ein altes Weib; er hat aber kein Wort, das alt heißt — kein Adjektiv, sondern nur zusammengesetzte Worte, welche die Totalidee des Subjekts mit seinen Attributen ausdrückt. Also keine Urtheile, keine Schlüsse: alles schränkt sich bei ihm auf zusammengesetzte Ideen ein.

Das



Das wären so ungefehr die Hauptzüge des sogenannten Standes der Unschuld, den man sich — sehr unüberlegt, deucht mir — hat träumen lassen. Ein solcher Stand ist weder möglich noch wünschenswerth.

Auch hat Rousseau, der manchmal den Zusammenhang der Dinge besser, als seine Tadler, eingesehen hat, die größt mögliche Unschuld des Menschen nur in einem Stande gefunden, der nahe an das Thierische gränzt. Gesellschaft, Bildung, Eigenthum, Künste und Wissenschaften, sind von dem Gemälde, das er von der schuldlosen Menschheit entwirft, ausgeschlossen. Seine Widersacher, die ihn nicht verstanden, und meistens nur mit Spötte-  
reien ihn angriffen, weil Spotten leichter ist, als Begreifen; seine Widersacher warfen ihm vor, daß er den Menschen zur Thierheit herabsetzt. Sie thaten ihm Unrecht. Er will den Menschen nicht zum Thiere machen; er sagt nur, was die Gesellschaft und die Aufklärung gethan haben, und wie man die Thorheiten und Laster aus der Welt verbannen könnte. Die Frage zwischen beiden Partheyen mußte heißen: Was ist für den Menschen besser — Aufklärung mit Thorheiten, Lastern und Leidenschaften — oder stupide Unschuld? —



Allein auch dies ist bei dem Rousseau keine Frage mehr; er hat sie entschieden. Wenn es blos auf Ruhe und Zufriedenheit für das Leben ankommt, spricht er, so ist die stumpe Ruhe und Unschuld besser, als die stürmische Bildung. — Wir sind aber nicht blos für dies Erdenleben, sondern für die Unsterblichkeit geschaffen. — und diese erfordert Bildung; wir müssen sie um einen Theil unsrer zeitlichen Ruh erkaufen.

Das einzige, worin ich bei dieser Frage von dem Rousseau abgienge, wäre dies, daß er die Thorheiten und Laster der Menschen von den Künsten und Wissenschaften herleitet; ich aber glaube, daß die moralische Unvollkommenheit erst die Anfangsgründe zu den Künsten und Wissenschaften erzeugt, und daß beide alsdann, Aufklärung und moralisches Verderben, einander wechselseitig befördert haben.

Man denke sich nun den Menschen in dieser stupiden Unschuld, ohne Betriebsamkeit, ohne Bildung, ohne Gesellschaft, ohne Wissenschaften und Künste, fast ohne Sprache — so zufrieden und glücklich, — so klug und tugendhaft wie — ein Schaaf! wer will der Menschheit, wer will sich dieses Loos wünschen?

Hier.



Hierher gehört noch eine Stelle, welche alles Nachdenken des verständigen Lesers verdient — hier ist sie.

\*) „Unter allen Leiden, welche uns die göttliche Gerechtigkeit zu unsrer Strafe aufgelegt hat, ist nur der Tod, vor welchem wir uns nicht schützen können. Wir wissen uns vor der Unfreundlichkeit der Bitterung durch Häuser und Kleider zu bewahren; durch eifrige Arbeit überwinden wir die Unfruchtbarkeit der Erde; wir verbessern durch Arzneien die Nahrungsmittel; wir wissen die wilden Thiere unter unsre Botmäßigkeit zu bringen, theils mit List, und theils mit  
J 4 „Gewalt.

\*) De toutes les peines que la justice divine a trouvées pour nous punir, il n'y a que la mort dont nous ne puissions nous défendre. Nous nous garantissons de l'injure des éléments par les habits et les maisons, nous vainquons la stérilité de la terre par notre travail; nous corrigeons les alimens par le secours de la médecine; nous rangeons les bêtes farouches sous notre obéissance, par l'artifice ou par la force. Souvent nous convertissons nos peines en plaisirs, et nous tirons de la misère de notre condition des avantages, que nous n'eussions pas trouvés dans l'état d'innocence. (*Senault* p. 220.)



„Gewalt. Oft verwandeln wir unser Leiden  
 „in Genuß.“ — (alle unsre Bedürfnisse, d. h.  
 unsre Schwachheiten, verwandeln sich durch die  
 Befriedigung in Genuß) — „und wir ziehn  
 „aus dem Elende unser Zustand, Vor-  
 „theile, die wir im Stande der Un-  
 „schuld nicht gefunden hätten.“

Also ist der Stand der Sünde für den Men-  
 schen, für sein Wohl und seine Beredlung, für  
 die Entwicklung seiner Kräfte, vortheilhafter,  
 der Stand der Unschuld — Und dies soll Ver-  
 verderben heißen!

### Fortsetzung.

Die Tugend beruhet einzig und allein auf  
 dem moralischen Verderben.

Mancher Leser wird, wie ich vermuthe, auf  
 diesem Titel, das Buch hinwerfen, und über  
 Paradoxie schreien. Paradox mag der Satz seyn,  
 davor kann ich nicht; er ist wahr — Hier ist  
 der simple und leichte Beweis.

Wir würden doch denjenigen nicht mäßig,  
 nüchtern, tugendhaft, nennen, der sich nie-  
 mals betrunken hätte, entweder weil er keinen  
 Wein (und anderes berauschendes Getränk)  
 kennt,



kennt, oder hat; oder der einen Ekel dawider, oder doch keine Neigung dafür hätte? Nur den nennen wir nüchtern, tugendhaft, welcher Wein hat, Wein liebt, und doch mäßig ist. Also ist Tugend Mäßigung, Bemühung, Anstrengung.

Nun denke man sich das moralische Uebel weg, wo wird die Tugend bleiben? Worin wird sie bestehen, wenn der Mensch keine Leidenschaften hat, die er bekämpfen kann? Was wird die Mäßigung ohne Lüste, ohne Zorn, ohne Ungeduld?

Fürwahr die Tugend kostet Müh;  
 Sie ist der Sieg der Lüste;  
 Doch richte selbst: was wäre sie,  
 Wenn sie nicht kämpfen müßte?

Was wäre die Tugend der Liebe, der Ver-  
 söhnlichkeit, der Barmherzigkeit — wenn die  
 Menschen alle gut wären, alle mit Liebe, mit  
 Gerechtigkeit und Güte handelten, wenn Nie-  
 mand Undank hegte? Jesus selbst sagte; So ihr  
 liebet die euch lieben, was werdet ihr für Lohn  
 haben? \*)

Ueberall beruht die Tugend auf Prüfung,  
 Schwierigkeit und Uebel. Die Gerechtigkeit

I s

wird

\*) Matth. 5. 46.



wird nur alsdann eine Tugend, wenn sie gegen Eigennutz, Bestechung, Neigung zur Partheilichkeit kämpfet.

Gut — aber der Mensch würde doch mäßig, gerecht seyn ohne Tugend — er würde die seligen Früchte seiner Gradheit genießen; und zwar noch mehr schmecken, da sie ihm durch Anstrengung nicht verbittert würden.

Gerade umgekehrt. Er würde mäßig, gerecht seyn, wie das Schaaf auf der Weide, und eben so wenig als dieses seine Eigenschaften genießen. Er würde keinen Begriff davon haben. Was theuer ist, ist eben deswegen auch werth und angenehm. — Und endlich, ohne Anstrengung — wo bleibt die Veredlung der Seele, das Bewußtseyn der Anstrengung, der That?

Die höheren Tugenden gegen Andre, die Liebe des Nächsten, können nicht mehr bestehen ohne Uebel überhaupt — und ohne das moralische Uebel haben sie nichts tugendhaftes.



## VI. Kapitel.

---

 Von dem Nutzen der Schranken unsers Erkenntnißvermögens.

So wie die Veredlung der thätigen Kräfte der Seele auf der moralischen Unvollkommenheit beruht, so beruht die Veredlung der Erkenntnißkräfte auf der Unwissenheit und Beschränkung unserer Einsichten.

Das Wissen hat allerdings seinen Nutzen und seine Vortreflichkeit — Die Unwissenheit, wenn der Mensch ihrer theilhaftig werden könnte, wäre unstreitig ein herrliches Geschenk — Angebohrne oder eingegebene Kenntniß würde dem Menschen manchen Fehltritt und manchen Irrthum, mithin manches Leiden ersparen. Alle diese Erkenntnisse aber hätten nur einen materiellen Nutzen; d. h. sie würden dem Menschen zu seinem Verhalten dienen — gewiß, ein großer Vortheil! Es giebt aber noch einen größern Nutzen des Erkennens; einen Nutzen, den ich den formellen nenne, und der in der Veredlung, Schärfung, Stärkung des Verstandes besteht. Dieser aber fällt bei der Ergebung bei angebohrnen Kenntnissen gänzlich weg. Wer nur weiß, der hat für seine Veredlung nichts gethan.

Worin



Worinn besteht denn diese Veredlung? in Thätigkeit, in der Vermehrung der Kraft — und diese findet — nicht im Wissen — sondern im Suchen statt. Ein selbst gefundener Irrthum hat für die Stärkung der Seele mehr Wirkung, als hundert erlernte Wahrheiten. Dieses Paradoxon ist nicht von mir; ich kann mich aber nicht erinnern, woher ich es habe.

Wenn also Kraft, Thätigkeit, Selbstdenken, unsere geistige Größe ausmacht, so beruht unsre Größe auf unsrer Eingeschränktheit. Diese ist die Quelle unsers Seelenadels, und unsers Genusses der Wahrheit. — Denn wenn wir auch die Allwissenheit mit uns auf die Welt brächten, so glaube ich, daß uns dieser Schatz wenig erfreuen würde — Eben so wenig, als Reichthum und Würden, die uns angebohren werden. Diese können doch nachher durch Betrachtung und Vernunftschlüsse uns einiges Vergnügen gewähren; weil wir Menschen sehen, die nicht so viel Reichthum besitzen, und so viel Ehre genießen: obgleich ein solches Vergnügen, daß man erst durch Vernunftschlüsse herausbringen und fühlen soll, sehr matt ist. Mit der angebohrnen Wissenschaft wäre es noch weit übler; wir hätten  
gar



gar kein Vergnügen davon, wir könnten sie nicht als ein Glück, sondern nur als einen Zustand ansehen, weil wir unser Glück mit keinem mindern — da alle Menschen so gelehrt geböhren würden — vergleichen könnten.

In dem Suchen der Wahrheit aber ist eine reichliche und vielfache Quelle von beseligendem Gefühle.

Einmal, das Suchen selbst; es ist Thätigkeit, und Thätigkeit — nach dem Maaße der Kräfte — ist Vergnügen.

Zweitens wie angenehm, wie beseligend ist das Finden einer Wahrheit, und sollte es nur eine Wahrscheinlichkeit seyn! Wenn plötzlich, nach langem Bestreben, die Wahrheit sich zeigt, dann ist einem, als wenn man aus der Finsterniß in ein angenehmes Licht tritt; oder so, als wenn man vom Himmel erleuchtet würde. Wie gern nun, mit welchem innigen Vergnügen, überschaut man die Reihe der Ideen, welche mit der neugefundenen zusammenhängen! Mit welcher Wonne verfolgt man diese neue Idee in allen ihren Zweigen, in allen Anwendungen, die man davon auf schon bekannte, aber dunkle und bisher räthselhafte, Objecte machen kann! Wer bestän-

dig



dig im Sonnenschein lebt, fühlt nichts — Der nur genießt die Pracht des Himmels, der lange unter einer düstern Wolke, oder in einer finstern Höhle, sich nach Licht gesehnt hat.

Und dann endlich der Gedanke: Ich habe es gefunden! Ich habe es heraus gebracht! Durch meine Thätigkeit, durch meinen Fleiß, durch meine Kraft genieße ich die Erleuchtung und besitze die Wahrheit!

Nun nehme man dem Menschen seine angebohrne Unwissenheit; man lasse ihn alle Wahrheiten mit in die Welt bringen, oder vom Himmel erleuchtet werden, ohne Mühe und Arbeit — so geht alle seine Seligkeit, die er in der Untersuchung der Wahrheit finden kann, gänzlich, unwiederbringlich verloren. Wollt ihr das, ihr Denker und Finder der Wahrheit?

Murre nicht, o Mensch! wider deinen Schöpfer, wenn dessen Einrichtungen dir dunkel sind, und dir manchmal Mühe und Arbeit, auch wohl zuweilen einiges Leiden bringen. Er, der Vater, hat es mit dir gut gemeint, und Er versteht es besser, als du. Laß Ihn regieren, Er wird alles wohl machen. Spühre du indessen seinen Wegen nach — es wird dir  
nicht



nicht selten glücken, den Ausgang derselben zu finden; und dann wirst du die Weisheit und Güte dessen preisen, der, wenn er auch selbst im Dunkeln wohnt, dennoch Licht um sich her verbreitet hat; so daß, wenn du Ihn nicht findest, die Schuld nur daran liegt, daß du Ihn nicht suchest.

VII Kapitel.

---

Von der Unerfättlichkeit der Begierden, und Unmäßigkeit der Leidenschaften.

Ich fange dieses Kapitel mit Anführung einiger sehr merkwürdigen Stellen aus dem Senault an. Dieses Werk, wovon man eine deutsche Uebersetzung hat, unter dem Titel: Von dem Gebrauch der Affekten, verdient aus der Vergessenheit, in welche es gefallen ist, gerissen zu werden.

„Die weltliche Philosophie, indem sie uns  
„von so vielem Ungemach, das aus den Be-  
„gierden fließt, zu befreien sucht, giebt uns  
„einen Rath, der uns in Verzweiflung stür-  
„zen mögte. Denn ohne unsre Seele zu bes-  
„sern, gebietet sie uns, unsre Begierden zu  
„mäßigen — Sie glaubt einen Götterspruch  
„gethan zu haben, wenn sie aus dem Munde  
„eines



„eines Seneka spricht; Wer seine Begierden  
 „eingeschränkt hat, ist glücklich, wie Jupiter;  
 „und daß man, ohne seinen Reichthum und sei-  
 „nen Genuß zu vermehren, nur seine Begierden  
 „mäßigen darf, um zu einer dauerhaften Zufrie-  
 „denheit zu gelangen. Allein, diese Philosophie  
 „betrügt uns nur, indem sie uns schmeichelt. —  
 „Sie verheißt uns eine eingebildete Glückseligkeit,  
 „und benimmt uns die Mittel, eine  
 „wahre Glückseligkeit zu erwerben.  
 „Sie läßt uns die Neigung, welche uns die Na-  
 „tur für das höchste Gut eingestößt hat, und ver-  
 „bietet uns, solches zu suchen; sie macht uns  
 „arm, und verlangt, daß wir es nicht fühlen  
 „sollen.“ \*)

„Lasset

\*) La Philosophie profane desirant remédier à  
 tant de maux, que cause le desir, nous donne  
 un conseil, qui nous met au désespoir. Car  
 sans réformer notre ame, elle veut, que nous  
 modérions nos desirs — — Elle pense avoir  
 prononcé un oracle, en disant par la bouche de  
 Sénèque: que celui qui a borné ses desirs est  
 aussi content que Jupiter, (Qui desiderium  
 suum clausit, cum Jove de felicitate contendit.)  
 et que sans accroître nos richesses ni augmenter  
 nos plaisirs, il ne faut que diminuer nos sou-  
 haitis pour rouver un solide contentement.

Mais



\*) „Lasset uns aus unserm Elende diesen Nutzen ziehen: wir wollen uns freuen, daß uns die Natur unersättliche Begierden gegeben hat; denn solche Begierden sind Flügel, welche uns zu Gott erheben, und Bande, die uns mit ihm verbinden.“

Der Verfasser meint, daß uns unsre Begierden zu Gott erheben, weil sie unersättlich sind, und mit keinem endlichen Gute befriedigt werden können.

So sagt er: \*\*) „Ein erschaffnes Gut, so vortreflich es immer seyn mag, erweitert  
nur

Mais certes, cette philosophie nous trompe en nous flattant, et en nous promettant un bonheur imaginaire, elle nous ôte le moyen d'en acquérir un véritable. Elle nous laisse avec l'inclination que la nature nous a donnée pour le souverain bien, et elle ne nous permet pas de le rechercher; elle veut que nous soyons pauvres et que nous ne le sentions pas. *Senault, Usage des Passions*, p. 312.

\*) Tirons cet avantage de notre misère (de l'immensité de nos desirs) et réjouissons nous, que la nature nous ait donné tant de desirs, puisqu'ils sont des ailes, qui nous élèvent à Dieu, et des chaines, qui nous attachent à lui. (*ibid.*)

\*\*) Une bonté créée, pour rare, qu'elle puisse être, ne fait que dilater notre coeur pour le rendre capable d'une plus excellente (*ibid.* p. 302.)



„nur immer unser Herz; und diese Erweiterung  
„macht das Herz eines höheren Gutes fähig.“

Die Unbeschränktheit unsrer Begierden ist also  
eine vortrefliche Sache. Und an einem andern  
Orte:

\*) „Die Begierden erweitern unsre Seele,  
„und machen uns der Glückseligkeit empfänglich,  
„nach welcher wir streben: sie dehnen unser Herz  
„aus, und bereiten uns zu der Seligkeit, die sie  
„uns vorbehalten.“

Waren Bedürfnisse und Begierden nöthig,  
um den Menschen in Thätigkeit zu setzen, und  
die erste Grundlage zu seiner Entwicklung zu  
legen; so ist die Unerfättlichkeit der Begier-  
den auch nöthig, wenn er in der Veredlung  
nimmermehr stehen bleiben, sondern immer  
fortschreiten soll. Wenn es wahr ist, daß in  
dem jetzigen Zustande die Begierden und Lei-  
denschaften seine stärksten Triebfedern sind; so  
folgt daraus, daß, wenn diese Begierden und  
Leiden

\*\*) Cette passion (le desir) dilate notre ame et  
nous rend capables du bien après le quel elle  
nous fait soupirer; elle étend notre coeur et  
nous prépare à recevoir la félicité, qu' elle nous  
procure. (ibid. 323)



Leidenschaften beschränkt wären, der Mensch schläfrig, unthätig bleiben, oder doch sehr langsam fortgehen müßte, sobald er seine Grenzen erreicht haben und die Triebfedern ihre Kraft verlohren haben würden.

Die Begierden und Leidenschaften müssen also zu der Vereblung des Menschen einen Charakter von unbestimmbarer Ausdehnung haben.

Diese unbestimmbare Ausdehnung ist es eben, welche die Begierden und Leidenschaften zu eigentlichen Uebel machen. Folglich ist das moralische Uebel eine vortrefliche Einrichtung Gottes, um den Menschen immer höher zu heben, immer vollkommner zu machen.

Nun will ich von einigen moralischen Unvollkommenheiten insbesondre handeln.

### VIII. Kapitel.

#### Vom Eitelsinn.

Nichts scheint den Menschen mehr zu verkleinern und mehr zu Irrungen zu verleiten, als der Eitelsinn.

Ich nenne Eitelsinn überhaupt die Schätzung der Dinge über ihren Werth für unsre Glück.



Glückseligkeit, nach den Gesetzen der simplen Natur.

So nennt man Eitelsinn, oder Eitelkeit, die Liebe zu Zierrathen, welche gar kein Naturbedürfniß befriedigen, die weder zur Erhaltung noch zur Bequemlichkeit des Lebens dienen.

Es wäre leicht, alle moralische Vergehungen aus dem Eitelsinn herzuleiten — Denn jedes moralische Vergehen setzt ein unrichtiges Urtheil von dem Werth der Dinge voraus. Dieses unrichtige Urtheil aber macht das Wesen des Eitelsinns aus.

Ehe wir aber über diesen Fehler ein Endurtheil ergehen lassen, müssen wir bedenken, daß die Natur selbst den Menschen dazu verleitet. Wie geschieht das?

Die Natur, d. h. der Schöpfer, bietet uns manches dar, das für uns, zur Erhaltung, zur Bequemlichkeit des Lebens gar keinen Nutzen hat, und doch mit Schönheit und Pracht begabt ist. Ja der ganze Plan der Schöpfung um uns her scheint darnach angelegt zu seyn. Das Korn, der Winstoff, die edelsten Produkte der Erde, wenn der Nutzen für uns den Adel, die Vortreflichkeit ausmacht.



macht. — Das Korn, sage ich, und der Weinstock entbehren fast alle Zierde der andern Gewächse. Ersteres hat nicht einmal das angenehme Laub des weit geringeren Grases. Der Weinstock hat keinen Stamm; schwache, unansehnliche, kriechende Zweige sind die Stütze der herrlichsten Frucht. Blumen haben beide Pflanzen nicht; ihre Blüte ist ohne Farbe und Gestalt. Unnütze Gräser hingegen prangen mit glänzenden Blumen — die Nessel blüht unvergleichlich schöner, als der Weinstock. Die prächtige Tulpe, die sanfte Rose, und tausend andre Blumen tragen bei aller ihrer Schönheit keine Frucht. Sie sind prächtig und unnütz. Die Linde, die wilde Castanie — lauter Bäume, deren Werth — (wenigstens in Vergleichung mit vielen andern) — wir noch nicht finden können, prangen mit einem schönen Wuchs, und edelgestalteten Blumen. Der Apfelbaum ist ein Krüppel, den man in einen Winkel verweisen muß, wenn er den Lustgarten nicht verunstalten soll. Bei den Thieren ist es fast einerlei. Wenn das brauchbare Pferd schön ist, so ist der furchtbare Löwe, der schreckliche Tiger, noch schöner; der Ochs und das Schaaf, die nützlichsten Thiere, sind weit unter jenen edlen Gestalten. Ueberall scheint der Schöpfer das Nützliche mit wenig



Reizen, und das Unnütze mit der größten Schönheit versehen zu haben. Könnte Erß nicht anders machen? Das dünkte ich doch — Wäre es denn unmöglich, daß der Weinstock eine Blume hätte, wie die Tulpe? Die Unmöglichkeit ist wenigstens nicht abzusehen. War diese Einrichtung aber nicht nothwendig, so müssen Absichten dabei stattfinden. Welche sind nun diese Absichten?

Vielleicht wollte der Schöpfer seine Menschen dadurch solide Urtheile und Bescheidenheit lehren. Der Mensch sollte Realität vom Scheine unterscheiden, die glanzlose Vortreflichkeit schätzen, den leeren Schimmer verachten — dem bescheidenen Weinstock ähnlich zu werden trachten, Früchte tragen, ohne den Schimmer zu suchen — u. dergl. mehr.

Sehr gut — in einer Predigt über die Demuth würde sich diese Betrachtung nicht übel annehmen, und möchte manches Herz bewegen. Ist sie aber so gründlich, als scheinbar und rührend? Ich zweifle.

Denn; 1) Ist diese Betrachtung gewiß nicht das Resultat des ersten Anblicks — sie ist viel zu fein, zu sehr entfernt; sie setzt manches voraus. Der Mensch kann erst nach langen Vorbereitungen dahin kommen.

2) Konns



2) Könnten die leeren Schönheiten nur wegbleiben, so würde der Mensch keine Veranlassung gehabt haben, eiteln Glanz zu schätzen. Da war es dann nicht nöthig, ihn glanzloses Verdienst schätzen zu lehren; denn er hätte immer nur auf Nutzen, nie auf Glanz gesehen.

Man könnte, deucht mir, annehmen, daß die erste Wirkung eines Dinges allemal die Hauptabsicht des Schöpfers bei der Bildung dieses Dinges gewesen ist. Der Mensch ist lange sinnlich, ehe er sich zu höhern Betrachtungen erhebt. Welche ist nun aber die erste Wirkung, der sinnliche Eindruck jener nutzenlosen Schönheiten?

Gewiß, daß sie den Sinnen gefallen, daß der Mensch sie suche, sie schätze. Hätte dabei der Schöpfer eine andre, eine entgegengesetzte Absicht gehabt, wahrlich Er hätte seine Absicht meistens verfehlt.

Also war die moralische Absicht des Schöpfers, daß der Mensch nutzenlose Dinge schätzen lernen sollte.

Die Schätzung nutzenloser Gegenstände der Sinne ist Eitelsinn; also verleitet uns die Natur selbst zum Eitelsinn.



Wozu aber das? Mir deucht, ich sehe darin eine bewundernswürdige Absicht.

Wenn der Mensch nichts als das Nützliche zu schätzen wüßte, wäre vorerst seine Einsicht und der Kreis seiner Gefühle sehr eingeschränkt. Man nehme aus unsrer Sphäre alles, was eigentlich nicht nützt, und man sehe, wie viel uns übrig bleiben wird. Wir fallen unter den Neger herab, denn der Neger ziert sich noch mit Muscheln und Ringen und Glascorallen — Der Lappe und der Feuerländer möchten unsre Muster seyn.

Zweitens würden wir durch diesen soliden Sinn uns auf die bloßen Leibesbedürfnisse einschränken. Denn wenn wir nur das Natürliche schätzen, wenn wir nicht darüber wegsehen, so bleiben wir gerade bei den physischen Bedürfnissen stehen; es kann keine Neugierde stattfinden, welche uns höhere Kenntnisse zu Bedürfnissen macht. Mit dieser soliden Philosophie also — wenn sie verfangen wollte — würden wir gerade zu bloß thierisch sinnlichen Geschöpfen herabsinken. Sie wird aber nicht verfangen; dafür hat der Schöpfer gesorgt.

Der Mensch sollte zur Geistigkeit erhoben, von den Sinnen abgezogen werden — er sollte  
sich



sich nicht bloß auf seinen sinnlichen Nutzen einschränken, sondern höhere Vortreflichkeit schätzen lernen — Er ist aber vorerst bloß sinnlich — er müßte also, durch die Sinne, von den Sinnen abgezogen werden: edlere Sinne müßten ihn über die gröbern erheben. Es war also nöthig, daß er etwas anders, als das bloße Nützliche schätzen lernte; er mußte auch nutzenlose Schönheiten vor Augen haben, solche fühlen, lieben, suchen.

Von jeher hat der Mensch den Plan der Schöpfung, nach seiner eignen Schwachheit, nach den unbesonnenen Wünschen seiner Bequemlichkeit, beurtheilt, und diese Wünsche zu Gesetzen der Schöpfung und zu Glaubensartikeln erhoben. — So ist auch seine Moral entstanden. Die Schwachheiten seines Nebenmenschen standen ihm im Wege, er verdammt sie, glaubte und lehrte, daß solche Unvollkommenheiten Gott eben so misfällig seyn müßten, als sie ihm selbst waren; nun konnte er sich in den Plan Gottes nicht finden, alles war ihm dunkel und verworren, weil er nicht suchte, was darin ist; sondern das finden wollte, was er hineingedichtet hat.

Jener Eitelssinn, die Wurzel der Eitelkeit und vieler Irrungen des Menschen, ist also



eine Stufe zu einer höheren Vollkommenheit. Auf dieser Stufe steigt der Mensch zu der Geisligkeit, zu der moralischen Vortreflichkeit hinauf.

Und diese haben wir so sehr getadelt! — Es ist uns, wie dem Hirsch in der Fabel, ergangen. Wir haben manches gepriesen, was uns nachtheilig seyn würde, und manches getadelt, das uns die vortreflichsten Dienste leistet.

Die Eitelkeit, oder hienigstens doch die Grundlage der Eitelkeit, die Ehrsucht und die Ehrliebe, sind die Quellen der mehrsten, grossen und schönen Handlungen. Man wird sagen, daß dies ein Fehler ist, — kann seyn — der Fehler aber ist sehr heilsam. — Es wäre besser, aus dem Gefühl eigener Vollkommenheit, und der Vortreflichkeit der Tugend, zu handeln! Vielleicht.

Denn einmal — wenn vortrefliche Thaten nur geschehen, so wollen wir nicht so genau auf die Triebfedern sehen, wodurch sie erzeugt werden. Es wird doch immer ein Interesse zum Grunde liegen, welches es auch ist.

Zweitens — wenn der Mensch, nach der Lehre eines strengen Stoicismus, nur auf seine eigene Bervollkommnung, und auf die innre Vortreflichkeit der Tugend sehen; oder wenn wir,  
nach



nach dem Mönchsbegriff von der Demuth, alles Gefühl von Ehrliche ersticken wollen — gesetzt auch, daß wir eben so viel Gutes wirken, als wir sonst aus Ehrgefühl immer thun könnten; gesetzt, wir strengten alle Kräfte an — was doch immer sehr zweifelhaft bleibt — was wäre dabei gewonnen? Allerdings hätten wir uns immer einer mächtigen Triebfeder beraubt; wir hätten eine angenehme Belohnung unserer Anstrengung verlohren. Und, es ist kein bewährtes Mittel, besser zu werden, wenn man sich die Kräfte und Reize zum Guten nimmt. Ein Gut, ein unschätzbares Gut, würde unfehlbar dadurch vernichtet.

Auf der Verbindung der Menschen mit einander beruht ihre Menschheit, ihre Vervollkommnung. Die Menschen können also nie zu eng und zu fest mit einander verbunden werden. Jedes Band also, welches sie verbindet und von einander abhängig macht, ist ein wünschenswerthes Gut, ein Mittel zu ihrer Veredlung. Nun aber ist die Ehrliche, oder, wenn man will, die Eitelkeit wahrhaftig keines von den schwächsten Bänden der Menschheit. Fast alle andre Begierden der Menschen können ohne fremde Hülfe, oder doch durch die Hülfe weniger Menschen befriedigt werden.

Die



Die Ehrliche allein lebt nur in der Gesellschaft, in großen Verbindungen. Sie allein fesselt den Menschen an die ganze Menschheit. Dem Ehrlichen ist also die Menschheit von größerm Werthe, als dem, der sich in seine Tugend einhüllt. Sie ist ihm Bedürfnis.

So erweitert der Ehrgeiz das Herz, und mit ihm den Geist — und, wahrlich! was die Seele erweitert ist kein Grundübel.

Man denke sich die Ehrliche weg, die menschliche Gesellschaft aber mit ihren Bedürfnissen, und die Menschen mit ihren übrigen Leidenschaften, wie sie jetzt sind. Hier muß ein Mann aus dem Schooß seiner Familie, aus den Armen seiner jungen Geliebten, aus dem Cirkel seiner heranwachsenden Kinder, seiner Freunde, sich reißen; dem Genuß des Lebens, der Ruhe des Reichthums entsagen — Sein Fürst oder sein Vaterland fodern ihn dazu auf; er soll zu ihrer Vertheidigung in die Gefahren des Krieges eilen; Gesundheit, Glieder und Leben nicht achten; oder er soll eine beschwerliche Reise unternehmen. — Dort arbeitet ein Anderer an der Aufklärung seiner Mitbürger, und opfert den Wissenschaften sein Vergnügen, seine Gesundheit, sein längeres Leben auf — Fernerhin entwirft ein dritter Gesetze, macht  
Plane



Plane zum Wohl der Menschheit, oder sitzt auf dem Richterstuhl, um Gerechtigkeit zu handhaben, Ruhe und Friede unter den Bürgern zu erhalten — Noch ein Anderer sorgt für die Armut, er sucht Hülfe und verwendet sie — Hier eilt ein Arzt von einem Siechbette zum andern, überall ist er von widrigen Gegenständen umgeben — Nehmet diesen allen den Ehrtrieb — die Eitelkeit, wenn ihr wollt — womit wollt ihr sie antreiben —? Womit wollt ihr sie für ihre Mühe, für die Opfer, die sie bringen, belohnen?

Wollt ihr etwa sagen, sie hätten ihren Lohn, sie würden bezahlt? — Ihr Lieben! — wißt ihr nicht, daß man diesen Lohn durch allerlei Mittel und Wege, auch ohne Mühe und Verdienst, erschleichen kann? Wenns nur ums Brod zu thun ist; o da kann man nur den Schein annehmen, thätig thun, und müßig seyn. In den mehrsten Fällen wird die Zeit bezahlt, die schlechte Arbeit ohngefähr so, wie die gute, belohnt. Deinem Arzte mußt du das Honorarium geben, wenn er dich zum Krüppel oder zu Tode kurirt, eben so gut, als wenn er dich gesund macht. In allen Gewerben gibt es einen Kunstgriff, Belohnungen zu erhalten, ohne sie zu verdienen.

Und



Und womit willst du einen Schwerin belohnen, der auf dem Schlachtfelde liegen bleibt? Womit — mit welcher Summe einen Heinrich von Preußen, einen Ferdinand von Braunschweig —? Sie konnten ruhig leben; sie hatten der Genüsse viel, des Goldes genug. Statt bei ihren eifrigen Diensten zu gewinnen, legten sie von dem ihrigen zu, um ihren Dienst recht zu thun. Aus welchen Schätzen wird der Staat alle die Männer belohnen, deren Dienste er bedarf? Strenger Sittenrichter! sieh dich vor — um ein Uebel auszurotten, möchtest du alles verderben! Eifer, Treue, Aufopferungen, lassen sich nicht mit Geld erkaufen — Und wären sie feil, so würde in allen Minen Porus nicht Gold genug für die Bedürfnisse eines mäßigen Staates seyn. Dank sey es dem Schöpfer, daß er dem Menschen ein ehrliebendes Herz gegeben! Die Quelle der Belohnungen — denn Belohnungen muß es doch geben — versteigt nie; es werden Thaten gethan, die das knechtische Gold nie erzeugen könnte.

„Laß Menschenliebe die Stelle des zweideutigen Ehrgeizes vertreten!„ O ja, das wünschte ich auch. Die Menschenliebe könnte eben solche Thaten thun; und sie wäre weit  
reiner,



reiner, weit edler. Allein — so weit wird vielleicht die Menschheit in der Tugend einst kommen; für jetzt ist sie dahin noch nicht — Könnte sie es seyn? Das ist eine andre Frage, die wir wohl nicht ausmachen können. Wir müssen den Menschen nehmen, wie er ist, und nicht, wie wir ihn etwa in frommen Träumen wünschen möchten.

Es ist zu bemerken, daß die Ehrliche von, Neuhoolland bis zu den Samojuden, und von Japan bis zu Californien herrscht. Ueberall sind die Aeußerungen derselben verschieden, aber der Trieb ist derselbe. Ein so allgemeines Gefühl gehört zu dem Wesen des Menschen; und was zum Wesen des Menschen gehört, das ist Gottes unmittelbares Werk —; und Gottes Werke sind gut.

Laß also immerhin den Ehrtrieb ein Fehler seyn — so thut dieser Fehler die vortreflichsten Dienste.

\*) „Es ist mit den Königen und Ministern (sagt, wenn ich mich nicht irre, Voltaire) nicht

\*) Il n'en est pas des Rois et des Ministres comme des femmes, dont on dit, que celles, dont on parle le moins, sont les meilleures. Il faut qu' un prince, qu' un premier Ministre aime l'eclat



„nicht so, wie mit dem weiblichen Geschlechte  
 „beschaffen. Von diesem sagt man, das Weib  
 „ist das beste, wovon man am wenigstens  
 „spricht. Ein Fürst aber, und ein erster  
 „Minister, müssen die Ehre und den Ruhm lie-  
 „ben. Gewisse Leute sprechen, die Ehrliche sey  
 „ein moralischer Fehler; der Fürst aber, der  
 „diesen Fehler nicht hat, wird nimmermehr  
 „etwas Großes thun.“ Das ist von meh-  
 reren Menschen wahr.

Und Haller — er spricht:

Der Staaten schlechtesten, ist der von eiteln  
 Weisen.

Jetzt findet jede Pflicht ihr eigen Maas Ver-  
 stand.

Muß ich sagen, daß das Wort eiteln, heißt:  
 lauter, und nicht, voller Eitelkeit? Mancher  
 Leser möchte es unrecht verstehen.

\*) „In einer Insel voll von lauter voll-  
 kommenen Stoikern, sagt Maupertuis, ver-  
 kennt

l'eclat et la gloire. Certaines gens disent, que  
 c'est un défaut en morale; mais s'il n'a pas ce  
 défaut, il ne fera jamais rien de grand.

\*) Dans une ile remplie de parfaits stoiciens  
 chaque Philosophe, ignorant les douceurs de la  
 confiance et de l'amitié, ne pense qu'à se fe-  
 questrer



„kennt jeder Philosoph die Annehmlichkeit der  
 „Vertraulichkeit und der Freundschaft, und ist  
 „nur darauf bedacht, sich von den andern Men-  
 „schen zu trennen. Er hat berechnet, was er  
 „von ihnen zu erwarten hat, die Vortheile, die  
 „sie ihm gewähren, und den Schaden, den sie  
 „ihm thun können: und nun hat er alle Ge-  
 „meinschaft mit ihnen aufgehoben. Als ein neuer  
 „Diogenes, setzt er seine Vollkommenheit da-  
 „rin, ein engeres Fäß als sein Nachbar zu be-  
 „wohnen.“

Noch von einer andern Seite verdient der  
 Ehrtrieb betrachtet zu werden. Er mag so  
 eitel seyn als er will, so gewährt er doch dem  
 Menschen manchen Genuß. Laß diesen Ge-  
 nuß auch eitel, auch eine Chimäre seyn; ge-  
 nug, er ist ein Genuß, und der Mensch em-  
 pfindet ihn mit eben dem Wohlgefallen, als  
 wenn er der Solideste von der Welt wäre.  
 Ich weiß nicht, welche mürrische Moral dem  
 Menschen seine mehrsten Vergnügungen ab-

schnei-

questrer des autres hommes. Il a calculé ce  
 qu'il en pouvoit attendre, les avantages, qu'ils  
 pourroient lui procurer, et les torts, qu'ils  
 pourroient lui faire; et a rompu tout commerce  
 avec eux. Nouveau Diogène il fait consister sa  
 perfection à occuper un tonneau plus étroit que  
 celui de son voisin!



schneiden will; ich weiß nicht, warum sie manches für leer und eitel erklären, weil man es nicht mit Händen greifen kann, als wenn der Mensch keine andre Sinne hätte, als das Gefühl! Ich kann nicht begreifen, was man dabei gewinnt, wenn man ein Vergnügen, sollte es auch eine bloße angenehme Täuschung seyn, wegraisonnirt und weggescholten hat. Offenbar wird dadurch nur der Kreis der menschlichen Genüsse geschmälert. Man lasse ihm doch, was er hat; lieber sollte man ihm noch mehr zu geben trachten.

Wird etwa der Mensch edler, glücklicher seyn, wenn ihn nichts mehr befriedigt, als was er in den Mund oder in den Kasten stecken kann? Ich dünkte die Vergnügungen, selbst der Phantasie, wären doch noch edler, als die Vergnügungen des Gaumens. Ein schönes Bild, ein künstliches Gewebe hat doch mehr innern, mehr moralischen Werth, als das beste Gericht und der köstlichste Wein. Jene sind dauerhafter, gewähren ein längeres Vergnügen; sie sind Beweise der menschlichen Größe und Kunst, sie können durch die Bildung meines Geschmacks und Gefühls meine Moralität vollkommner machen.

Bin ich eitel, so suche ich einen Theil meines Glücks in dem Beifall und der Achtung  
Der







seinen Geschmak, und wirken durch diesen auf die Moralität.

Artes emolliunt mores, nec fiunt esse feros.

Daß sie vielen Menschen Brod geben, hat man schon oft gesagt; es ist die gewöhnliche Entschuldigung des Luxus.

Durch die Eitelkeit angespornt, baut der Reiche angenehme Gärten, und öfnet sie dem Publikum. Dies Vergnügen hätte man nicht; es würde kein Garten da seyn, oder er wäre verschlossen, wenn die Eitelkeit nicht wäre.

Aus Eitelkeit stiftet ein Andern eine Bibliothek; in dieser findet der Lernbegierige Hülfsmittel, welche die Seltenheit der Werke, oder seine eigne Vermögensumstände ihm versagen würde, und die er entbehren müßte, wenn die Eitelkeit nicht ihm solche reichte.

Aus Eitelkeit baut ein Dritter Hospitäler oder Schulen, oder macht andre milde Stiftungen, die für viele einen großen Nutzen haben.

Es ließen sich noch tausend Beispiele anführen von dem großen Nutzen der Eitelkeit; ich muß aufhören.

Wir müssen also ja nicht die Eitelkeit aus der Welt zu verbannen suchen. Mit ihr gieng viel Gutes verlohren.

Ehr.



Ehrliche und Eitelkeit sind immer moralische Empfindungen und Genüsse; es läßt sich also auf dieselben dasjenige anwenden, was Eberhard in seiner Apologie des Sokrates \*) von den moralischen Empfindungen überhaupt sagt.

„Sollte es einige Redner, spricht der Verfasser, oder Poeten geben, die die menschliche Natur auf das bloße Körperliche herabsetzen; so müßte man ihnen zu bedenken geben, daß sie sich dadurch sehr vortreflicher Hülfsmittel ihrer Kunst berauben — — — Wie viele Agathons würden nicht in dem Grunde ihres Herzens rufen: o! die ihr mir meine besten Freuden geraubt habt, ihr kalten, grausamen Seelen! Gebt mir meinen geliebten Irrthum wieder, wenn das Irrthum seyn kann, was die Seele so glücklich macht, als ich in dem Zustande war, den ihr Schwärmeret nennt. In dem Reiche des besten, gütigsten Regierers, kann nichts Irrthum seyn, was eine Quelle so vieler Glückseligkeit und Zufriedenheit ist.“

\*) 1ster Band Seite 290 ff. Edition 1776.



## Von dem Eigennutz.

Dieser, wenn man unter dem Worte Eigennutz die Begierden nach allem, was uns nützlich ist, versteht — und Annehmlichkeit, Vergnügen der Anschauung ist auch nützlich —; der Eigennutz, sage ich, ist der erste Grund alles unsers Thuns und Lassens.

Selbst die Tugendliebe muß endlich auf Nutzen zurückgeführt werden; denn, wenn die Tugend nicht Nutzen bringt — wenn sie nicht eine innre Schönheit hat, deren Anschauung uns erfreut — warum heißt sie Tugend, und wo ist ihre Vortreflichkeit? Eine tugendhafte Handlung macht uns Freude — und wenn wir sie gethan haben, erhebt sie unsre Seele — Freude aber und Erhebung der Seele ist ein Nutzen.

Der Eigennutz also ist der einzige Grundtrieb unserer Thätigkeit, oder doch wenigstens, um allen Streit zu vermeiden, die Haupttriebsfeder, die uns in Bewegung setzt. Wenn es nun aber wahr ist, daß die Thätigkeit die einzige Quelle unsers Glücks und unser Bildung ist, was Niemand läugnen wird; so muß man  
beken-



bekennen, daß der Eigennutz die Quelle vieles Gutes, ja unsers höchsten Gutes ist.

Er ist aber auch die Quelle aller Laster —! Freilich. Nehmet ihn aber weg, so wird der ganze Mensch in eine todte Masse verwandelt — Es wäre eben so gut, daß er nicht existirte. —

„Der Eigennutz mag immer bleiben, nur wäre es besser, wenn er in den Schranken der Mäßigkeit erhalten würde. An und für sich ist er gut; nur sein Uebermaß macht ihn zum Uebel.“

Besser, wenn er mäßig wäre —! Vielleicht! Man sehe, was ich von dem Stande der Unschuld und von der Unerfättlichkeit der Begierden gesagt habe.

Um nur eines zu berühren — wenn es nicht die unerfättliche Habsucht wäre, würde wohl jemals die Handlung statt gefunden haben?

Denn, um mich im Vorbeigehen darüber zu erklären, so bin ich der Meinung, — nicht, daß der Luxus und die Lasterhaftigkeit den Handel, um sich zu befriedigen, erzeugt haben; jene Leidenschaften konnten nicht Gegen-



stände suchen, die sie nicht kannten — sondern, daß die Habsucht die Besitzer überflüssiger Dinge verleitet hat, ihren Ueberfluß bei andern anzubringen — Die Handlung hat den Luxus mit fremden Produkten erzeugt.

Also muß ich die Handlung und alle Folgen des Luxus auf die Rechnung der Habsucht bringen. Von dem Luxus habe ich im vorhergehenden Kapitel handelt.

Welche sind aber die Folgen der Handlung?

1) Verbindungen der Menschen, der entferntesten Völker mit einander. Die Erde wird zu einer großen Familie.

2) Mittheilung der Kenntnisse, der Gebräuche und Sitten, Möglichkeit der Wahl der besten, mehrentheils Milderung der Charaktere, Abschaffung der rauhen Sitten, Bildung des Verstandes, Vorbereitung der Wahrheit. — Freilich auch manchen Irrthums — Wenn man aber vieles sieht und hört, kann man prüfen und wählen.

3) Kenntniß des Menschen nach seiner Moralität. Es gehört dazu, daß man verschiedene Menschen vergleiche.

4) Kennt.



4) Kenntniß der Natur, ihrer unbestimm-  
baren Mannigfaltigkeit, ihres unerschöpflichen  
Reichthums.

Diese Kenntniß führt grade zur Verehrung  
Gottes. Wer in Norden den Walffisch, und  
in Süden das Nilpferd, den Elephanten, das  
Nasehorn, die Riesenschlange, gesehen hat, der  
hat von Gott schon höhere Begriffe, als derje-  
nige, der weiter nichts als den Ochsen, das  
Schaaf und allenfalls den Hirsch kennt. Wer  
Gelegenheit gehabt hat, die Art zu bemerken,  
wie Gottes Fürsorge für den Afrikaner in den  
brennenden Sandwüsten, und für den Grönlän-  
der mitten unter den Eischollen und Schneeber-  
gen zu sorgen weiß, der wird von Gottes Weis-  
heit doch einen größern Begriff haben, als der,  
welcher nichts, als sein Vaterland, kennt. Er  
wird Gott inniger verehren — Er wird auch  
sehen, daß Gott den Menschen weit künstlicher  
und vortreflicher gebildet hat, wenn er sieht, daß  
der Mensch, unter allen Himmelsstrichen, in  
brennender Hitze und erstarrendem Froste leben  
und zufrieden seyn kann, da kein Thier, es mag  
noch so stark, noch so groß seyn, in einem an-  
dern Clima, als das seinige, zu bestehen im  
Stande ist.

5) Von den Künsten, welche aus der  
Handlung entstanden sind, von der größern



Vollkommenheit der Rechen- und Schreibekunst, von der Vergrößerung der Manufakturen, von der Mittheilung nützlicher Produkte fremder Gegenden, will ich nicht reden; es würde mich zu weit führen. Nur eines will ich berühren, das größte und schönste, das sich denken läßt — die Schiffahrt.

Was mußten die Menschen nicht für starke Beweggründe haben, wie stark mußten nicht ihre Triebe seyn, um ihr Leben auf den Wellen in die augenscheinlichste Gefahr zu setzen! Wer hätte es, ohne einen großen Lohn, unternommen, sich in das unermessliche Weltmeer zu wagen?

Illi robur et aes triplex  
 Circa pectus erat, qui fragilem truci  
 Commisit pelago talem  
 Primus.

Man mag hier spekuliren, wie man will, man wird keinen Trieb in dem Menschen finden, der, so wie die unersättliche Begierde oder die Habsucht, im Stande gewesen wäre, den Menschen aus seiner Heimat zu reißen, und ihn auf einem zerbrechlichen Schiffe auf das wilde Meer zu schicken. Nachher, als die Schiffahrt schon eine vollendete Kunst geworden.

wor.



worden, und die Gefahr auf den Meerswogen nicht viel größer geworden war, als sie etwa in einem guten Reisewagen seyn mag, konnte die Neugierde schon einen Cook und andre Weltumsegler zu großen Unternehmen bewegen. Nachher konnte die Ahndung, die der große Geist eines Columbus von einem andern Hemisphär hatte, ihn vermögen, das große Abendtheuer zu bestehen, und Amerika zu suchen. Und wer weiß noch, wie viel die Habsucht an dem Unternehmen Antheil hatte; selbst der große Columbus, der neue Welten finden wollte, den sein thätiger Geist mächtig spornte, machte sich Bedingungen aus, für sich und seine Nachkommen, ehe er dies große Werk unternahm. Vasco de Gama, ein anderer Geist, hatte bei seiner Entdeckung des Kapß offenbar Handlungsabsichten — Gewinn war sein Zweck — Es sey aber — Vasco und Columbus und Cook mögen immer aus bloßer Neugierde ihre gefahrvollen Reisen unternommen haben — Zu ihrer Zeit aber war der Mensch schon gebildet, die Gestalt der Erde schon bekannt, die Schiffahrt schon eine Kunst; diese mußte schon erfunden seyn — und wie wäre sie erfunden worden, wenn die Habsucht nicht den Menschen ermuntert hätte?

Mußte



Musste ein großer und der Schifffahrt erfahrender Columbus — der suchen wollte, und versichert war, daß er finden würde — mußte dieser noch durch versprochene Belohnungen in seinem Vorhaben vollends bestärkt werden; was konnte man von dem rohen Menschen erwarten, der erst die Schifffahrt erfinden sollte, und nicht wußte, was er zu erwarten hätte? Was gehörte nicht dazu, um den Menschen zu bewegen, daß er auf einem gefundenen Balken reitend über einen mäßigen Fluß setzte —? Dieser erste Schritt zur Schifffahrt war allerdings ein großes Unternehmen — in allen Dingen ist der erste Schritt der größte und schwerste, ob er gleich hernach sehr unbedeutend scheint.

Nur die brennende Begierde

Auri sacra fames

konnte die Mutter der Schifffahrt seyn. Ohne den unauslöschlichen Durst nach Reichthum würden wir bis jetzt auf dem Lande geblieben seyn, und es wäre eine Frage, ob die Einwohner von Calais, England, und die Jütländer Seeland kennen würden.

Nondum (in aurea ætate) cæsa  
Suis peregrinum ut viseret orbem

Mon-



Montibus in liquidas pinus descenderat  
undas:

Nullaque mortales præter sua littora  
norant. \*)

Wöchten wir aber die Schiffahrt missen?  
Von ihrem Nutzen will ich nicht sprechen, son-  
dern nur von der Veredlung des Menschen  
durch sie. Ist es nichts, daß der Mensch  
durch sie verherrlicht, und zum Herrn über das  
Meer erhoben worden ist?

Wenn man bedenkt, welche ungeheure  
Lasten ein Schiff wegfährt, welche Reisen es  
unternimmt, wie geschwind es solche zurückle-  
gen kann — und wenn man auf die Simpli-  
zität und Kleinheit der Mittel aufmerksam ist,  
wodurch diese Wirkungen geschehen — wenn  
man bedenkt, daß der Mensch hier Wellen und  
Winde zu seinen Dienern macht — wahrlich,  
man muß sich über diese Frucht der Habsucht,  
der unersättlichen Begierde des Menschen, freuen,  
und der Menschheit zu ihren Leidenschaften Glück  
wünschen.

Die Schiffahrt hat den Seekrieg er-  
zeugt — Ueberall, wo der Mensch hinkommt,  
muß

\*) Ovid. Metam.



muß Zwist und Streit entstehen. Sollte er einst in die Lüfte sich erheben, so würde auch in den Lüften Krieg geführt werden; und die Chimäre von feurigen Heeren und blutigen Schlachten in den Wolken würde sich realisiren. Allein kann wohl etwas größeres gedacht werden? Man denke sich von der einen Seite den Menschen in dem fabelhaften goldenen Zeitalter, oder in dem berühmten Bätika der Alten, unschuldig und kunstlos, aber träge, ungebildet, wenig größer, als das Schaaf, das er hütet, und das alle seine Bedürfnisse befriedigt — von der andern Seite aber den Menschen, wie er ist, wie er sich auf dem Kriegsschiffe zeigt — welcher ein Unterschied!

Sollte die Luftschiffahrt zur Vollkommenheit gelangen? Wäre diese Erscheinung größer, als die Schiffahrt eines Columbus? Wenigstens wäre sie neu, würde sie manche neue Verhältnisse unter die Menschen einführen. Wir müßten auf neue Einrichtungen, neue Sicherheits-, und Vertheidigungsanstalten denken — Diese Erfindung würde uns ganz aus dem gewohnten Geleis bringen, der Mensch würde lernen das Joch des Alten abschütteln, selbst denken und prüfen — Seinem Verstand würde dadurch eine ganz neue Bahn eröffnet, eine ganz neue Richtung gegeben.

Und



Und diese Erfindung ist auch ein Resultat der Leidenschaften, der Habsucht, der Ruhmbegehrde. Schon haben sich die Erfinder gezankt und entzweit — und der, welcher der Welt das kühnste Schauspiel gegeben, Blanchard, der es wagte, über das Meer durch die Lust zu setzen, — was trieb ihn an? Nach jener kühnen Reise stellte ich mir den Mann als einen Helden vor, der sein Leben wagte, um die Größe und Macht des Menschen zu bestätigen, um zween Völkern zu zeigen, was Muth und Kunst, mit einander verbunden, auszuführen vermögen. Ich freuete mich, daß Brittannien ihn mit seinen Schätzen belohnte, ihm Schiffe nachschickte, um den Mann ja zu erhalten; daß Gallien ihn auf dem Ufer erwartete, daß Calais ihn zum Bürger ernannte, und im Namen seiner Bürgerschaft bewirthete. Aber seitdem geht Blanchard herum, bietet die Proben seiner Kunst feil, wie ein elender Gaukler auf die Märkte herumzieht, um Geld zu verdienen — Er hat sich verunehrt; in meinen Augen ist er weiter nichts, als ein Gaukler vom ersten Rang, der Muth genug hat, in einem gefährlichen Possenspiele sein Leben für Geld zu wagen. Schade, daß die Größe des Muths nicht immer mit dem Adel der Seele gepaart ist! — Blanchard  
ist



ist nur habfüchtig; aber seine Habsucht zeigte den Völkern, wie groß der Mensch ist, wenn er will.

X. Kapitel.

---

Von dem Zorne.

Das der Zorn den Menschen zu seiner Sicherheit und Vertheidigung ermuntert, ihm Muth und Kraft gibt, sich vor Angriffen und Beleidigungen zu schützen, ist bekannt; ich halte mich dabei nicht auf.

Was man aber noch, meines Wissens, nicht bemerkt hat, ist, daß der Zorn ein Stärkungsmittel bei erschlaffenden Gefühlen und ein Gegengift wider die Wollust abgibt.

Dem Jüngling schmilzt das Herz bei seinem Mädchen, er kann es nicht verlassen, er vergift Arbeit und Beruf und Zukunft — die Liebe ist sein alleiniges Gefühl — für sich, für die Menschen verlohren, lebt er nur für die Liebe; er wird der Sklave des Muthwillens eines eigensinnigen Mädchens. Welche Kraft soll ihn aus den drückenden, entnervenden Fesseln reißen? Die Vernunft? Ach, die ist zu schwach. Die Langeweile, die Sättigung —? Die geben ihm keine Kraft; sie erwek-



erwecken nicht, sie versinken ihn nur in eine träge Ruh. — Das Bedürfnis? — Es findet nicht immer statt, und dann ladet man gern Noth und Mangel auf sich, wenn man nur seiner Begierde Genüge thun kann.

Was Vernunft, Bedürfnis, Sättigung, nicht vermögen, das thut der Zorn. Das muthwillige Mädchen — vielleicht ward es muthwillig geschaffen, nur damit seine Fesseln nicht unzerstörbar würden — das muthwillige Mädchen misbraucht sein Ansehen; der Liebende wird beleidigt, er fühlt die Beleidigung, ein edler Zorn erweckt bei ihm Schaam und Unwillen, der zerbricht die Fesseln, und wird seiner wieder mächtig. Eine furchtbare Leidenschaft mußte sein Retter seyn, muß ihn zu sich bringen, der Gesellschaft und einem thätigen Leben wiedergeben.

Welche Seelen, wenn die Liebe sie kränkte, wurden nicht von den Fesseln der Liebe befreit, sie schwächeten in dem Gefühl ihrer Leiden, und vergiengen in Sehnsucht und Melancholie. Sie hatten keinen wohlthätigen Zorn, es fehlte ihnen an Kraft dazu, und so war es vergebens, daß die Umstände sie begünstigten.

Festere Seelen nutzen die Gelegenheit, und wissen sich frei zu machen.

3ter Band.

M

Manch.



Manchmal mag der Zorn gegen empfundenen Uebermuth Männer und Staaten von den Gefahren der Wollust gerettet haben. Wie oft mag der Beherrscher der Völker, der in dem Arm der Wollust einschlummerte, blos in dieser Leidenschaft seinen Muth und seine Kraft wieder gefunden haben? Wie gut ist es nicht, daß eine angebetete Geliebte übermüthig wird! Ohne diesen Fehler möchten ihre Fesseln unzerbrechlich seyn.

### XI. Kapitel.

#### Von der Schwärmerei.

Schwärmerei ist überhaupt ein höherer Grad von einer gründlich guten Leidenschaft, Mitleiden, Menschenliebe, Religion — als der große Haufe der Menschen solche zu haben pflegt.

Sie ist ein Uebermaaß — nicht von dem Menschen zum Gegenstande — denn der Gegenstand ist immer für den Menschen so groß, als seine Wirkung auf denselben — sondern von Menschen zu Menschen — Man kann nicht sagen: Der Schwärmer ist ein Mensch, welcher die Religion mehr liebt — als sie liebenswürdig ist — denn für ihn ist sie gerade



so liebenswürdig, als er sie liebt. Man muß sagen: Der ist ein Schwärmer — welcher die Religion mehr liebt — als religiöse Menschen sie sonst zu lieben pflegen.

Man spricht aber so nicht — weil jedermann glaubt, das rechte Maas der Empfindungen nach dem Werth der Dinge getroffen zu haben. Dieser hat mehr Gefühl, als ich, also hat er zu viel, also ist er ein Schwärmer; denn ich liebe die Dinge genau nach ihrem wahren innern Werth — so denkt man, nach diesem Grundsatz werden die Bestimmungen angegeben und die Urtheile abgefaßt.

Da die Schwärmerei — obgleich nur in Vergleichung mit den Gefühlen der Menschen — übermäßig ist, so ist sie auch nothwendig schädlich, sie macht ein Mißverhältniß.

In allen Stücken ist die Schwärmerei vielleicht nur dem Schwärmer schädlich, die einzige Religionschwärmerei ausgenommen.

Ich schränke mich hier allein auf diese letztere ein.

Ich will der Schwärmerei nicht das Wort reden; sie hat in der Welt unsäglichen Schaden angerichtet, wenn sie auf unrechte Gegen-



stände geleitet worden ist. Gewiß ist sie aber nicht ohne großen Nutzen gewesen.

Oft hat man sie mit der Gleichgültigkeit in der Religion vergleichen, und nicht unterlassen, letzterer den Vorzug zu geben. Freilich wird die Gleichgültigkeit in der Religion keine Verfolgungen anstiften; es läßt sich bei ihr ganz ruhig leben; aber dabei kann auch die Seele, wenn sie nicht anders woher gereizt wird, in Unthätigkeit einschlummern und in Kalfsinn erstarren. Bei dieser Gleichgültigkeit werden alle Leidenschaften freies Spiel haben, die Wollust wird ohne Zügel seyn, und zur Ausübung schwerer Pflichten wird sich kein Reiz, kein Trieb, finden. Ihre Ruhe ist die Ruhe des Todes.

„Bayle hat sehr bündig bewiesen, sagt „Rousseau, \*) daß die Schwärmerci schädlicher

\*) Bayle a très bien prouvé, que le fanatisme est plus pernicieux que l'Athéisme, et cela est incontestable: mais ce qu'il n'a eu garde de dire, et qui n'est pas moins vrai, c'est que le fanatisme, quoique sanguinaire et cruel, est pourtant une passion grande et forte, qui élève le cœur de l'homme, qui lui fait mépriser la mort, qui lui



„scher ist, als der Atheismus; das ist unstreitig. Dies aber sagt er nicht, und das ist doch eben so wahr; nemlich, daß die Schwär-  
M 3 „merci,

lui donne un ressort prodigieux, et qu'il ne faut que mieux diriger pour en tirer les plus sublimes vertus; au lieu que l'irreligion, et en général l'esprit raisonneur et philosophique attache à la vie, effémine, avilit les ames, concentre toutes les passions dans la bassesse de l'intérêt particulier, dans l'abjection du *moi* humain, et sappe ainsi à petit bruit les vrais fondemens de toute société; car ce que les intérêts particuliers ont de commun, est si peu de chose, qu'il ne balancera jamais ce qu'ils ont d'opposé.

Si l'Athéisme ne fait pas verser le sang des hommes, e'est moins par amour pour la paix que par indifférence pour le bien; comme que tout aille, peu importe au prétendu sage, pourvu qu'il reste en repos dans son cabinet. Ses principes ne font pas tuer les hommes: mais ils les empêchent de naître, en détruisant les mœurs qui les multiplient, en les détachant de leur espèce, en réduisant toutes leurs affection à un secret égoïsme, aussi funeste à la populations qu' à la vertu. L'indifférence philosophique ressemble à la tranquillité de la mort; elle est plus destructive, que la guerre même.

*Emile*, Tome III. pag. 109.



„merci, obgleich blutbegierig und grausam, den-  
 „noch ein großes und starkes Gefühl ist, welches  
 „das Herz erhebt, den Menschen in Stand setzt,  
 „den Tod zu verachten, der Seele eine außer-  
 „ordentliche Schnellkraft giebt; und daß man  
 „sie nur besser lenken darf, um sie zur Quelle  
 „der erhabensten Tugenden zu machen. Der  
 „Kaltsinn für die Religion hingegen, und über-  
 „haupt der Vernünftlersinn fesselt den Menschen  
 „an das Leben, erniedrigt die Seele und macht  
 „sie weibisch; er konzentriert alle Leidenschaften  
 „in das niedrige Privatinteresse, in die unedle  
 „Eigenschaft, und untergräbt also im Verborgenen  
 „den Grund, auf welchem die menschliche Ge-  
 „sellschaft beruht. Denn was das Privatinteresse  
 „aller Bürger gemein hat, ist so unbedeutend,  
 „daß es niemals dem bloßen Eigennutz die Wage  
 „halten wird.

„Wenn der Atheismus kein Menschenblut  
 „vergießt, so geschieht es nicht sowohl aus  
 „Neigung zum Frieden, als vielmehr aus  
 „Gleichgültigkeit gegen das Gute. Es möge  
 „alles gehen, wie es wolle, was kümmerts den  
 „vermeinten Weissen, wenn er nur Ruhe in  
 „seinem Cabinet findet. Seine Grundsätze  
 „führen nicht zum Morde, sie verhindern aber  
 „Geburten, indem sie die Sitten verderben,  
 „welche



„welche die Geburten begünstigen; indem sie  
 „den Menschen gegen die Menschheit gleichgül-  
 „tig machen, indem sie alle seine Gefühle ins  
 „Geheim auf ihn selbst einschränken; und diese  
 „Einschränkung ist der Bevölkerung so sehr,  
 „als der Tugend, verderblich. Die vernünfs-  
 „telnde Gleichgültigkeit ist der Ruhe des Staa-  
 „tes unter einer despotischen Regierung äh-  
 „nlich — sie ist die Ruhe des Todes, und ver-  
 „heeret mehr, als der Krieg.“

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Ab-  
 sicht des Schöpfers mit dem Menschen nicht bloß  
 dessen Leben, sondern mit, und vielleicht haupt-  
 sächlich, desselben Bildung ist.

„Da Erhaltung des Lebens, sagt Abel,\*)  
 „auf eine leichtere und angenehmere Art, wie  
 „bei Thieren und im Anfang des Lebens wirk-  
 „lich geschieht, gewirkt werden konnte, und doch  
 „die Natur immer zu einem minder leichten und  
 „mit so vielen Schmerzen verbundenen, aber zu-  
 „gleich Geist und Herz bildenden, Weg nöthigt;  
 „so ist weder Erhaltung des Lebens, noch Ver-  
 „gnügen, sondern Entwicklung der Seele ihr  
 „wichtigster Zwel.“

M 4

Wir

\*) In seiner Einleitung zur Seelenlehre, S. 133.



Wir sehen in der That, daß die Vorsehung öfters das Vergnügen des Menschen, ja sogar die längere Dauer seines Lebens, der Entwicklung seiner Seelenkräfte aufgeopfert hat. Der Beweis davon ist fast in jedem Kapitel dieses Theiles des gegenwärtigen Werkes zu finden. Viele Anstalten Gottes fordern den Menschen zur Aufmerksamkeit auf, mit Gefahr seines Lebens und mit Verlust seiner Ruhe und Zufriedenheit.

Die Lebensmittel auf hohen Bäumen und der Mensch ohne Klauen zu klettern und ohne Flügel zu fliegen; oder in der Erde vergraben, und der Mensch ohne Krallen die Erde aufzuscharren; Gifte unter die nährenden Früchte gemischt, und der Mensch ohne Sinne, solche zu unterscheiden; Thiere sollen ihm zur Nahrung dienen — die einen im Wasser, und der Mensch kann im Wasser ihnen nicht folgen; die andern in der Luft, und der Mensch kann ihnen nicht nachfliegen; die auf der Erde sind geschwind, behend, können sich auch wohl gegen ihn wehren. Ein rauhes, kaltes oder brennendes Klima, der Mensch mit einer nackten, weichen Haut, ohne Bedeckung; überall große Wasserströme, Seen, Meere, und der Mensch kann nicht schwimmen. Furchtbare, reißende







und manches entbehrlich seyn; was war aber nöthig, um den Menschen erst so weit zu bringen? Das hat man, meines Wissens, noch nicht genug beobachtet.

Allerdings gehört die Schwärmererei unter die Mittel, welche der Schöpfer brauchte, um den Menschen zu veredeln. Lange ist eine schwärmerische Religiosität der einzige Zügel und Sporn des Menschengeschlechts gewesen; sie ist in den niedrigen Classen unserer Mitbürger, der großen Erleuchtung ohnerachtet, noch immer das einzige Mittel, wodurch Sitten und Tugend erhalten werden.

Soll man denn also die Menschen schwärmen lassen, zu Schwärmern machen? Bewahre! Da die Schwärmererei blind ist, ist sie gar zu gefährlich. Man bilde den Menschen zum verständigen Wesen — nicht blinde Gefühle — Erkenntnisse, Verstand, sollen seine Führer seyn.

Bis man diesen edlen Zweck erreichen kann, lasse man die Schwärmererei eine Nothhülfe seyn, damit der Mensch nicht ganz zügellos bleibe; man gebe seinen Gefühlen eine unschädliche, eine heilsame Richtung. Man arbeite aber unablässig an seiner Aufklärung.

Was



Was ist besser, fragt man, Schwärmerei, oder Gleichgültigkeit? Ich antworte — Verstand! Fehlt aber dieser, so ist mir Schwärmerei lieber — Sie ist immer eine Handhabe, wobei ich den Menschen ergreifen kann. Und wenn die Führer der Menschen nur rechtschaffene Menschen sind, wenn sie die Schwärmerei nicht auf unerklärbare Glaubenslehren, nicht auf gleichgültige Ceremonien, sondern auf Wohlthun und wahre Tugend richten, dann mögen die Geführten immerhin schwärmen; es kann nicht schaden. Was will man aber mit dem Gleichgültigen anfangen, der gar keinen Trieb hat, der sich nichts angelegen seyn läßt?

Auch der Aberglaube hat seinen Nutzen, er ist ein mächtiger Zügel für den, der keine Vernunft und kein Gefühl für Tugend und Moralität hat. Es ist doch besser, daß man den Menschen durch Vorurtheil regiere, als daß man ihn gar nicht regieren könne.

„Die Schwachheit und das Verderben des menschlichen Geschlechts ist so groß, sagt Voltaire, \*) daß es ihm weit vortheilhafter ist, von

\*) Telle est la foiblesse du genre humain, et telle sa perversité, qu'il vaut mieux sans doute pour lui d'être subjugué par toutes les superstitions

pos-



von allem möglichen Aberglauben beherrscht  
zu werden, wenn der Aberglaube nur nicht  
blutgie

possibles, pourvu qu'elles ne soient point meur-  
trières, que de vivre sans religion. L'homme  
a toujours eu besoin d'un frein; et quoiqu'il  
fut ridicule de sacrifier aux Faunes, aux Syl-  
vains, aux Naiades, il étoit bien plus raison-  
nable et plus utile d'adorer ces images fantasti-  
ques de la Divinité, que de se livrer à l'athé-  
isme.

Quand les hommes n'ont pas de notions fai-  
nes de la Divinité, les idées fausses y suppléent,  
comme dans les temps malheureux on trafique  
avec de la mauvaise monnaie, quand on n'en  
a pas de bonne. Le païen craignoit de commet-  
tre un crime, de peur d'être puni par les faux  
dieux. Le Malabare craint d'être puni par sa pa-  
gode. Par-tout, où il y a une société établie,  
une religion est nécessaire; les loix veillent sur  
les crimes connus, et, la religion sur les crimes  
secrets.

Mais lorsqu' une fois les hommes sont parve-  
nus à embrasser une religion pure et sainte, la  
superstition devient non-seulement inutile, mais  
très dangereuse. On ne doit pas chercher à  
nourrir de gland ceux, que Dieu daigne nourrir  
de pain.

La superstition est à la religion ce que l'astro-  
logie est à l'astronomie, la fille très-folle  
d'uné



„blutigierig ist, — als ohne Religion zu seyn.  
 „Jederzeit hat der Mensch eines Zügels bedurft.  
 „Es war freilich lächerlich, den Faunen, den  
 „Najaden, den Sylvanen, Opfer zu bringen;  
 „es war doch aber vernünftiger und heilamer,  
 „diese phantastischen Bilder der ewigen Gottheit  
 „zu verehren, als ohne Gott in der Welt zu  
 „leben.

„So lange die Menschen keine wahren Be-  
 „griffe von der Gottheit haben, ersetzen die Vor-  
 „urtheile den Mangel der Wahrheit; so wie man  
 „in bedrängten Zeiten mit schlechter Münze den  
 „Handel treiben muß, weil man keine gute  
 „Münze hat. Der Heide scheuete sich ein Ver-  
 „brechen zu begehen, aus Furcht, von seinem  
 „Abgott gestraft zu werden. Der Malabare  
 „fürchtet den Zorn seines Fettesches. Ueberall,  
 „wo die Menschen in Gesellschaft leben, muß  
 „eine Religion seyn. Die Gesetze suchen die öf-  
 „fentlichen Verbrechen, und die Religion die  
 „heimlichen, zu verhüten.

„Sind aber die Menschen einmal zur  
 „Kenntniß und Verehrung einer wahren und  
 „heiligen

d' une mère très-sage. Ces deux filles ont long-  
 temps subjugué toute la terre.

*Oeuvres de Voltaire.* Tome 30. pag. 172. Edi-  
 tion de Gotha.



„heiligen Religion gelanget, so ist der Aberglaube nicht allein überflüssig, sondern höchst schädlich; die Menschen, welchen Gott Brod gegeben hat, muß man nicht mit Eicheln speisen wollen.

„Der Aberglaube verhält sich zur Religion, wie Sterndeuterey zur Sternkunde; sie ist die höchst närrische Tochter einer weisen Mutter. Beide Töchter haben lange den Erdbreis beherrscht.“

Wenn der Philosoph und Halbphilosoph gegen Aberglaube, Vorurtheil und Religions-täuschung, schreiet; wenn er dem Volke alle Vorurtheile zu benehmen sucht; so scheint er mir sehr unbesonnen zu handeln, und zweierlei nicht zu bedenken.

1) Was wird aus dem Volke werden, wenn es die vermeinte Religionstäuschung nicht mehr hat? Nothwendig muß es einen Zügel haben, der seine Leidenschaften in den Schranken der Mäßigung erhält; nothwendig muß es einen Sporn haben, der es zu manchen beschwerlichen Pflichten antreibt. Die bürgerlichen Gesetze können nicht alles thun, nicht alles bestimmen, nicht alles verhindern; sie erstrecken sich nicht bis in die Einsamkeit, wo

der



der Hausfrieden gestört, wo der Mensch verdorben, wo sein Leib und seine Seele getödtet, wo gefährliche Anschläge gebrütet werden, wo die Ungerechtigkeit, welche alle Bande der Gesellschaft auflöst, im Finstern schleicht. Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter; und wer will Kläger seyn, wer will es auf sich nehmen, offenbare Schandthaten vor dem Richter aktenmäßig zu beweisen? Sollten die Sitten die Stelle des sogenannten Aberglaubens vertreten? Aber diese Sitten, wo sind sie? Worauf werden sie sich gründen, wenn keine Religion ist?

Religion will man wohl, aber keinen Aberglauben, keine Täuschung; wahre, erhabene Religion — Schön! Sehr schön! — Aber, hier ist wieder eine Irrung. Das ist der zweite Punkt, der wohl zu erwägen ist.

2) Das Volk hat diese wahre, erhabene Religion noch nicht — und, wenn ihr, aufgeklärte Männer! solche habet; so müßt ihr das Volk nicht nach euch beurtheilen. Dadurch, daß das Volk den Irrthum einseht, das Vorurtheil verwerfen lernt, bekommt es noch nicht wahre Religion. Gesetzt, die wahre Religion sey schon in seinem Glaubensbekenntniß enthalten, so daß dieses nur gereinigt werden

den



den dürfe, damit die wahre, ächte Religion in ihrer erhabenen Majestät ganz lauter zurückbliebe, wie es denn bei den Christen wirklich der Fall ist: so könnte man, meinet ihr, nur das Falsche wegnehmen, und das Gute würde bleiben, die Religion würde eine ächte, edle Religion seyn. Da irret ihr euch wieder. Freilich stekt in jedem Aberglauben die wahre Religion; aber diese wahre Religion beruht bei dem Volke auf eben den Gründen, als der Aberglaube; fällt dieser, so fällt alles. Das Volk weiß das Wahre von dem Falschen nicht zu unterscheiden. Was ist also zu thun?

Ein Großer hatte von seinen Vorfahren einen ansehnlichen Schatz von Juwelen geerbt. Nach und nach hatten sich unter die Diamanten manche schlechte Steine eingeschlichen — Der Besitzer und seine Ahnherren hatten sich um das Cabinet, worüber sie immer einen Aufseher bestellt hatten, auf welchen sie sich verließen, wenig bekümmert, und waren überall niemals Kenner gewesen. Sie hatten also von Betrügern manchmal unächte Steine für Diamanten um einen hohen Preis gekauft; einige Crystalle, womit die Kinder des Hauses gespielt hatten, waren aus Achtung für die Familie in das Cabinet gelegt worden; und einige

nige



nige Aufseher selbst hatten aus Schelmerei gute Steine gegen schlechte vertauscht, um sich auf Kosten des Schatzes zu bereichern, und doch die Zahl ihrer Steine voll zu haben: endlich hatte man auch manche schlechte in das Cabinet aufgenommen, um es zahlreich und in die Augen fallend zu machen. Dieses alles hielt der Besizer, im Vertrauen auf seine Ahnherrn und auf den Aufseher des Cabinets, für lauter ächte Juwelen. Da aber das Cabinet für Jedermann offen stand, sah es ein Kenner von Edelgesteinen; dieser entdeckte den Betrug, und meldete es dem Besizer. Der Große ließ den Aufseher kommen, fragte ihn um die Wahrheit. Aber jener mochte sie nicht wissen, oder nicht sagen wollen; er behauptete, die Steine wären alle ächt. „Bedenken Ihre Durchlaucht einmal, sagte er, ob Dero Ahnherrn, gloriwürdigen Andenkens, unächte Juwelen gekauft haben würden? welcher Aufseher des Cabinets würde sich unterstanden haben, so gute Kenner zu betriegen? Und die Aufseher selbst sind alle Kenner gewesen; sonst würden sie von so erleuchteten Fürsten nicht dazu bestellt worden seyn. Der Fürst mußte also wohl glauben, daß sein ganzer Reichthum ächt war; und es durfte ja nicht die geringste Glascoralle ausgemerzt werden.“ Der Vor-

3ter Band. N gang



gang ward bekannt, mehrere Kenner kamen — viele schwiegen, aber viele machten sich auch zur Pflicht, dem Fürsten die Augen zu öffnen — Diese wurden für Schelme gehalten, die nur suchten die Steine zu erhaschen, welche man ausmerzen würde. Endlich ward es des Geschreies so viel, daß der Fürst endlich glauben mußte, es wäre mit seinem Schatze nicht ganz so richtig, als er es bisher geglaubt hatte. Er wollte also seine Sammlung revidiren — aber er war kein Kenner, er mußte also den Aufseher bei der Untersuchung mit zuziehen. Dieser fand jede Glascherbe ächt. Ein Kenner wurde herbeigerufen; dieser gerieth aber mit dem Aufseher in Streit, und es wurde nichts ausgemacht. Der Fürst ward der Sache müde, und nahm sich vor, die ganze Sammlung als ein unnützes Ding wegzuwurfen. Ein kluger Hofmann verhütete aber den Schaden. Er ließ den Fürsten oft ächte Juwelen sehen; ohne sich irgend eine Absicht merken zu lassen. Er machte ihn auf den Glanz, die Härte, und andre Eigenschaften der Edelgesteine aufmerksam. Dadurch ward der Fürst nach und nach ein Kenner. Nun führte ihn der Cavalier in das Cabinet; der Fürst sah, betrachtete alles, und verwarf nun selbst alles Schlechte; das Gute behielt er, weil er den Werth



Werth desselben kannte. Und so ward auf einmal das Cabinet gereinigt.

Machet das Volk durch Vorstellung der Wahrheit, durch Vorhaltung ihrer Charaktere, zu Kennern der Wahrheit — dann wird es Vorurtheil und Aberglauben ohne eure Erinnerung wegwerfen, ohne die Wahrheit zugleich zu verstoßen.

XII. Kapitel.

Von der Furcht.

Meine Absicht ist es nicht, weitläuftig zu beweisen, daß die Furcht, ob sie gleich eine Schwachheit und ein großes Uebel, ein größeres Uebel, als der Schade selbst ist, \*) dennoch unsere Beschützerinn ist, und uns vor vielen Gefahren bewahrt. Das ist zum Ueberfluß bekannt.

Von dem moralischen Nutzen der Furcht will ich reden.

Sie hält den Menschen von manchem Vergehen ab — auch dabei darf ich mich gar nicht aufhalten.

N 2

Der

\*) La peur est pire que le mal.



Der Fürchtende sucht Schutz, und lernt das durch den Schützenden achten, ehren und lieben; das Band der Gesellschaft wird fester geknüpft. Die Menschen werden einander näher gebracht, sie lernen ihr eignes Bedürfnis und den Werth Anderer kennen.

Der Schützende fühlt, durch sein Mitleiden und das Zutrauen des Andern gestärkt, einen neuen Muth, den er selbst nicht kennt.

Eine sonderbare Empfindung habe ich bei mir selber, mehr als einmal, bemerkt. Mir schwindelt auf Höhen, und auf schmalen Stegen über Wasser. Wenn sichs ereignet hat, daß ich an solche Orte mußte, und wenn ich in Gesellschaft mit festen Menschen war, auf die ich mich allenfalls hätte verlassen können, hatte ich keinen Muth. Wenn ich aber mit Schwächern war, die sich auf meine Hüfte verließen, da hatte ich eine Festigkeit, die ich mir, ohne es versucht zu haben, nicht zutrauen würde. Ich habe, z. B. eine Dame an den steilen Rand des Abgrundes der sogenannten Rostrappe geführt, ohne die geringste Anwandlung von Schwindel oder Furcht zu empfinden. Sonst allein, oder mit Männern, hatte ich mich niemals so weit gewagt.

Was ist das für ein Werk

Wer



Wer aufmerksam auf sein eignes Herz und auf andre Menschen, vornemlich aber auf Kinder, ist; der wird bemerken, daß die Schwachheit und Furcht Anderer uns allemal Liebe, Theilnehmung und Muth, ja selbst eine Art von Großmuth einflößt. Sobald wir fühlen, daß wir die Stütze Anderer sind, hebt sich unser Herz, und will der Ehre würdig seyn.

Freilich, wenn die Furcht des Andern bis zur Angst, zur gänzlichen Muthlosigkeit, zum Schrecken geht, dann erschüttert sie eher den Muth des Helfenden, als daß sie ihn stärken sollte. Es hat alles sein bestimmtes Maas.

Aber noch etwas wunderbarer. — Furcht ist nicht in der Liebe, sagt die Bibel; aber auch dies leidet Einschränkung. Alles was uns Ehrfurcht einflößt, gewinnt leicht unsre Liebe. Man schmiegt sich gern an den an, der Kraft und Muth besitzt. Ist's Gefühl der eignen Schwäche, die Schutz sucht, oder ist's Gefühl der Vortreflichkeit? (— denn Muth, Stärke, Festigkeit, sind Vorzüge —) das weiß ich nicht. Der Vater, der mit festem Muth und Standhaftigkeit seine Kinder in guter Zucht erhält, hat ihre Achtung und ihre Liebe — selbst die Strafen, die er ihnen auslegt, wenn sie nur nicht Laune



und Leidenschaften verrathen, erstickten die Liebe nicht. So wird der weiche Mann nicht geliebt, der alles gut heißt, als sich gefallen läßt. Die Furcht erzeugt Liebe.

Ihr gefühlvollen Jünglinge! ihr liebet, und wünscht wieder geliebt zu werden — hört meinen Rath, ich will euch sagen, wie ihr es anfangen sollt, um euren Zweck zu erreichen. — Seid männlich! Das schöne Geschlecht treibt Muthwillen mit dem, der dessen Muthwillen erduldet. Es lohnt seine schlaife Gefälligkeit mit Spott — Nie wird es Achtung und wahre Liebe für den süßen Beck empfinden, der alles über sich ergehen läßt. Warum ist das Geschlecht zart und schwach? Warum affectirt es, noch schwächer zu seyn, als es ist? — Damit ihr stark seyd, stark am Körper und an der Seele. Der Schwache liebt den Schwachen nicht; was kann er von ihm erwarten? Er liebt den Starken, aus Eigennutz, oder aus Achtung. Der Starke liebt den Schwachen aus Zärtlichkeit und Großmuth.

Wenn sich das schöne Geschlecht jemals einfallen läßt, männlich, stark und fest zu seyn, dann wird es alle seine Vortheile über unser Geschlecht verlieren; dann wird nur das physische Bedürfnis noch ihm einiges Ansehn geben.



ben. Damit aber wird alles Moralische und Edle in der Liebe verschwinden. Unser Geschlecht, welches durch die Liebe so sehr veredelt werden kann, wird keine zarte Empfindung mehr haben. In der That, woher sollte Zärtlichkeit kommen, wenn der Gegenstand meiner Liebe eben so fest und mannhaft ist, als ich. Ihr Erzieher jenes Geschlechts! beherziget dieses. Störet die Verhältnisse nicht, welche der Schöpfer festgesetzt hat. Wenn meine Geliebte mit mir kämpfen kann, dann brauche ich ihrer in keinem Fall zu schonen; dann hab' ichs nicht nöthig, ihr zu helfen; dann besorge ich für sie nichts, ich lasse sie gehen — warum sollte ich bei ihr seyn?

Aber ihr Jünglinge! ihr sollt mannhaft seyn; und, leider! sehe ich euch immer weibischer werden. Großer Gott! Knaben von funfzehn Jahren mit Krämpfen, und Nervenkrankheiten! Jünglinge mit Gichten, mit bleichem Gesicht, mit asthmatischen Zufällen —! und ihr wollt lieben, und geliebt seyn? Weder euer Körper, noch euer Herz, hat zur Liebe Kraft — und eure Gestalt —? was soll denn ein Mädchen an euch lieben?\*)

N 4

Wie

\*) In einer muntern Gesellschaft ladete ein Mann eine Frauensperson in die Kammer ein — Sie wol-



Wie leicht ist es den Großen nicht, die Liebe des Volks zu gewinnen? Alle diejenigen, welche die Großen lieben und schätzen, und sich zu ihnen drängen, sind nicht alle eigennützig und ehrfurchtige Schmeichler, die in ihren Bezeugungen bloß ihren Nutzen, oder die Befriedigung ihrer Begierden suchen. Es gibt auch eine uneigennützigere Verehrung der Großen; und diese Verehrung, ob sie gleich von einer Art von Scheu begleitet ist, und sollte sie auch Furcht hegen, führt zur Liebe und Zuneigung. Wenn ein Großer selten erscheint, so will man ihn doch wenigstens sehen. Auch den Feind, wenn er seinen Namen berühmt gemacht hat, will man sehen; die Furcht, die er erregt, macht ihn merkwürdig; und wenn er diese Furcht nur durch einige Menschlichkeit zu mässigen weiß, so wird er geschätzt und geliebt.

Diese Achtung und Liebe würde der Heerführer nicht erhalten, der sich schlecht verhalten,

Ier mich in die Kammer führen, und Sie huffen? war die Antwort. Diese Frau sprach, was andre denken mögen, aber aus Bescheidenheit verschweigen, wenn manche Männer sich um ihre Gunst bewerben. Wie viele Bräute könnten das sagen, wenn der Bräutigam sie in die Hochzeitskammer führt? Die Armen! sie sind beiderseits zu beklagen.



ten, und folglich wenig furchtbar gemacht hätte.

Diese Betrachtung führt mich gerade auf den eigentlichen Punkt, den ich hier abhandeln wollte, nemlich: daß die Furcht — wenn sie nicht bis zu Schrecken und Angst geht — gegen den Liebe erregen kann, der uns die Furcht einge-  
stößt hat.

Folgender Vorfall hat mich auf diese Beobachtung geführt.

Einer von meinen Freunden hat eine kleine einjährige Tochter, welche überhaupt sehr scheu ist, und sich mit Unbekannten nicht familiarisirt. Das Kind sieht mich oft, oft habe ichs durch Spiel und Liebkosungen zu gewinnen gesucht; aber immer vergebens. Vor einigen Tagen saß ich bei der Mutter, die es auf dem Schooß hatte, am Tische. Das Kind ließ diesmal meine Spiele und Liebkosungen zu, es wandte sich nicht ängstlich weg, und weinte nicht. Er fing an, sich die Serviette über den Kopf zu werfen, um sich zu verstellen, und sein Spiel zu treiben; ich that nachher dasselbe, bedeckte mich; das Kind ward ängstlich, und da ich mich sogleich entdeckte, liebkosete es mich mit der Hand auf den Backen, und gab mir einen Kuß. Das hatte es



niemals gethan, und diesmal konnte es nicht aufhören.

War es Bitte um Schonung? Das glaube ich nicht. Es durfte sich ja nur wegwenden, sich der Mutter in die Arme werfen, wie es sonst gethan hatte.

Viele Erscheinungen bestätigen meine Muthmaßung, daß eine gewisse Furcht Liebe erweckt. Liebende necken sich gern:

„Was sich liebt, das neckt sich.“

Sollte man nicht glauben, daß sie ihre gegenseitige Liebe durch kleine widrige Empfindungen zu beleben suchen?

Nach einem kleinen Zwist ist die Liebe der Freunde und Liebenden allemal wärmer, als vorher.

*Amantium iræ amoris redintegratio est.*

sagt Terenz — es war ein Sprichwort bei den Römern und Griechen.\*) Ist es die Reue bei dem Einen, und die Großmuth bei dem Andern; oder daß überhaupt das Herz rege wird, und durch dasselbe vornemlich das  
Hauptge

\*) V. Erasmi adagiorum Chiliadis 3. Centuriæ 1. No. 89.



Hauptgefühl desselben, dessen Gegenstand gegenwärtig ist? Das ist wohl hier nicht zu untersuchen.

Man erzählt Beispiele von Weibern unter uncultivirten Nationen, welche sich über den Kaltsinn ihrer Männer beklagen, wenn diese sie nicht schlagen. Freilich sind Schläge kein Beweis der Liebe, und für uns kein Reiz dazu — Ich glaube aber, daß man keine Spur der menschlichen Gesinnungen unbeobachtet übergehen muß.

Die Furcht für Andre, die so oft unsere Ruhe stöhrt, ist immer ein edles, großmüthiges Gefühl, welches uns für den Gegenstand derselben, und durch diesen für die ganze Menschheit interessirt. Man nehme sie weg, so gehen manche wohlthätige Gefühle verloren. Wie viele Vorkehrungen hat der Schöpfer treffen müssen, um unsere Gefühle zu wecken, und dem Menschen den Menschen wichtig zu machen! Je mehr man solches einseht, desto mehr muß man über die Weisheit des Schöpfers staunen, und sagen: Was Gott thut, das ist wohl gethan!



## Von der Liebe.

Die Liebe ist freilich nicht geradezu unter die Uebel zu zählen; dennoch hat es niemals an strengen Moralisten gefehlt, die solche an und für sich verdammt haben.

Mir deucht in der Liebe den Uebergang von den physischen oder thierischen Gefühlen zu den moralischen zu sehen.

Sie hat, wie alle unsere Gefühle, ihren Ursprung in dem Körper — wer der körperlichen Liebe unfähig ist, empfindet auch keine moralische Liebe.

Die Macht des Gefühles in dem Körper erhebt den Gegenstand desselben zu einem solchen Werth, daß wir diesen relativen Werth oft als eine absolute Vortreflichkeit ansehen; daß wir, durch den Glanz dieser Vortreflichkeit geblendet, über das Anschauen derselben einen Augenblick uns selbst und unser Bedürfnis vergessen, den Gegenstand selbst, sein Wohl und das Anschauen desselben, als unsern letzten Zweck betrachten.

Durch diese Täuschung werden unsere Gefühle aus den Schranken unsers Ichs und unsers  
Pri,



Privatinteresses gehoben; wir lernen äußere Gegenstände, ohne nahe Rücksicht auf uns, schätzen und lieben; und so werden unsre Gefühle moralisch.

Nur ist kein ander Gefühl, als Liebe, Mitleiden und Eitelkeit bekannt, welches uns so aus uns selbst heraushebt. Die Eitelkeit ist, an und für sich, was wir Uebel nennen; das Mitleiden gründet sich einzig und allein auf Uebel; und die Liebe ist mit dem Uebel nahe verwandt — Also gründet sich unsre ganze Moralität auf Uebel.

Unter diesen dreien Gefühlen ist die Liebe am wirksamsten. Das Mitleiden ist nur ein ersterer Reiz für unser unentwickeltes Herz, es reißt uns gewaltsam aus uns selbst, es stimmt nicht unsre ganze Seele; denn wir finden keinen Wohlgefallen daran; unsre Moralität dabei erhält nicht unsern Beifall; wir sind ungern so gut, als wir sind.

Die Eitelkeit hebt uns nicht ganz aus unserm Ich. Allerdings lehrt sie uns auf etwas anders, als auf die ersten groben Bedürfnisse, achten, und Dinge schätzen, die keine direkte Beziehung auf uns haben. Auch trifft sie nicht eigentlich das Herz.

Die



Die Liebe aber, als ein angenehmes Gefühl, erwartet nicht erst, daß ihr Gegenstand unglücklich sey; sie ergreift die ganze Seele, gibt den Vorschmack von den Belohnungen der Tugend und Moralität. Sie erfüllt das ganze Herz, und der Verstand findet in ihr nichts tadelnswürdiges, nichts, warum er sie verwerfen sollte.

Wer auf die Menschen aufmerksam ist, wird auch gewahr werden, daß die Jugend erst in den Jahren der Mannbarkeit eigentliche moralische Gefühle bekommt. Vor der Zeit der Liebe ist noch jedes Gefühl zu sehr eigensüchtig, wenn eine beschwerliche, und vielleicht schädliche, Kunst nicht gleich den Menschen in seiner Kindheit aus seinem Ich herausreißt. Alle Gefühle sind oberflächlich, sie glitschen gleichsam nur über das Herz hinweg, ohne es zu durchdringen. Daher sind die Gefühle der Kinder — ich nenne hier Kinder, alles, was jene Periode der Entwicklung nicht erreicht hat — so unbeständig, so veränderlich.

Wann die Liebe sein Herz erwärmt und gereift hat, dann gewinnt alles um den Jüngling her eine neue herrlichere Gestalt. Jeder Gegenstand drückt sich näher an sein Herz; und vor allem das Geschlecht, welches bei ihm diese Empfindungen

dungen



dungen erregt. Diese Stimmung seines Herzens belebt es zugleich für Tugend und Religion — Es ist bekannt, daß diejenigen, welche die Geschöpfe mehr lieben, auch für den Schöpfer eine höhere Liebe empfinden. Es ist bekannt, daß das reine jugendliche Herz am leichtesten für alles Schöne, Edle, für jede Tugend, entbrennt — Alte Leute, bei welchen die Gefühle der Liebe erkaltet sind, schwärmen nicht leicht; die Schwärmerei ist eine Eigenschaft der Jugend.

Hat sich nun der Jüngling einen besondern Gegenstand seiner Liebe ausersehen, so erhält dieses in seinen Augen einen übermenschlichen Werth. Seine Ergebenheit in den Willen der Geliebten gibt seinem Charakter, der bisher etwas rauh und hart war, Geschmeidigkeit. Die Begierde zu gefallen, und Gegenliebe zu gewinnen, verfeinert seine Empfindungen, macht ihn auf alle seine Tritte aufmerksam. Er lernt gefälliges Betragen, anständige Sitten.

Der Gegenstand seiner Liebe erscheint in seinen Augen, wie ein höheres, vollkommneres Wesen — Er irrt sich — aber eben dieser Irrthum lehrt ihn höhere Vollkommenheit fühlen und lieben. Das Anschauen dieses



fest edleren Gegenstandes macht ihn, vermöge der Stimmung seiner Seele und des Nachahmungstriebes, selbst zu einem edleren Menschen, ohne daß er diese Veränderung bemerkt.

In den alten Zeiten der Ritterschaft und der tiefsten Unwissenheit war die romanhafte Liebe das einzige Mittel, die rauhen Sitten zu mildern. In diesen Zeiten, deren Schilderung unsre Romanen übertrieben haben, war die Liebe ein edles Gefühl, welches den Menschen ganz umschafte.

Hat die Geliebte nur ein wenig Tugendgefühl, hat sie nur die reizende weibliche Schamhaftigkeit und Zurückhaltung — dann ist die Liebe fähig, auch den irrenden Jüngling auf die Bahn der Ehre und Tugend zurückzuführen. Sie ist der Schutzgott des reinen Jünglings, wenn er in Versuchung geräth.

Aber es muß Liebe seyn, nicht Buhlerei, nicht flatterhafte Galanterie, nicht Wollust. Die alten Romanen sind abgeschafft, man spottet der Heldenliebe — An ihre Stelle sind Witzelei und Empfindelei getreten — haben wir durch den Tausch gewonnen? Wenn der Liebende nicht in aller Geschwindigkeit zum Zweck kommt, so erschießt oder ersäuft er sich.

Wäh.



Während seiner Liebe thut er nichts, als seufzen. Freilich können solche Muster keinen großen Nutzen stiften.

XIV. Kapitel.

---

Von den Leidenschaften der Jugend.

Man fragt, wozu die Leidenschaften der Jugend nützen, welche so schädlich sind, und das Verderben manches Jünglings verursachen? Sie sind gerade zu der ungünstigsten Zeit am heftigsten; zu einer Zeit, wo man fast nicht ihrer Gewalt Einhalt thun kann, zwischen dem Zwange des kindischen Alters, und der reifen Vernunft des Mannes.

Wenn sie je entstehen müssen, wäre es nicht besser, daß sie in der Kindheit entstünden, wo die Aufsicht des Vaters, des Erziehers, solche unschädlich machen könnte; oder, wenn das nicht möglich ist, in dem männlichen Alter, wo der reife Verstand ihre Ausschweifungen mäßigen könnte?

Zur Beantwortung dieser Frage könnte ich folgende zurückgeben.

Warum erhöht man durch eine übelverstandene Erziehung, durch frühe Regung der Lei-

3ter Band.                    D                    dens



enschaften, die Kraft derselben? Der Jüngling, der gut erzogen worden, ist so unbändig nicht.

Warum bildet man die Vernunft des angehenden Jünglings nicht früh genug, um ihm an derselben zur rechten Zeit einen Zügel seiner erwachenden Leidenschaften zu geben? Es gibt verständige Jünglinge, die sich recht gut verhalten.

Warum läßt man den Jüngling ohne Aufsicht, gerade zu der Zeit, wo er solcher am meisten bedarf? Haben denn die Rechte und Pflichten des Vaters ein Ende, so bald der Pfau am Kinn seines Sohns keimt?

Sind diese heftigen Leidenschaften das Werk der Natur oder der Erziehung? Beider; die Natur gab die Anlage, die Erziehung entwickelte sie; diese letztere war es aber, welche die verderbliche Heftigkeit verschuldete.

Was von diesen Leidenschaften nach den bloßen Gesetzen der Natur statt finden möchte, hat seinen großen Nutzen. Wenn der angehende Jüngling iachzornig ist, so ist ihm dieser Iachzorn nöthig, um sich gegen Angriffe zu schützen. Er hat die Kräfte und die Erfahrung des Mannes noch nicht; die Hitze, mit



mit welcher er sich vertheidigt, die Anstrengung des Zorns, muß bei ihm den Mangel an Kraft und Geschicklichkeit ersetzen.

Ist der Jüngling im Stande der Natur wollüstig — was schadet seine Wollust? Sie ist Befehl der Natur, zur Erreichung der göttlichen Zwecke.

Aber im Stande der Gesellschaft, in welchem doch alle Menschen leben? — Mußte Gott seine Einrichtungen nach dem gesellschaftlichen, oder nach dem natürlichen Stande machen? Der natürliche war der erste und der hilfloseste; mithin mußte für diesen erst gesorgt werden. Sollte nun die Natur, nach den Einrichtungen der Menschen, sich sogleich verwandeln? Das hieße verlangen, daß der Stier, der in den Wäldern Hörner zu seiner Vertheidigung haben mußte, die Hörner sogleich ablegen sollte, wenn es uns einfiel, ihn in unsre Ställe zu sperren, wo er keine Waffen nöthig hat. Der Schöpfer mußte den Stier doch vorerst für den Wald versorgen; denn die Ställe sind nur lange nachher gebaut worden.

Nun aber die jugendlichen Leidenschaften in dem Stande der Gesellschaft — Allerdings haben sie auch hier ihren Nutzen.



Die Jugend lebt mehr für die Zukunft, als für die gegenwärtige Zeit. Sie möchte gern nur genießen und sich freuen, und sie soll arbeiten und zwar ohne sichtbaren Nutzen, nur um sich zu ihrem künftigen Leben zuzubereiten. Dazu hat sie keine Vorsicht, keinen Trieb. In der Kindheit ersetzt das Ansehn der Eltern und Erzieher und der Zwang das, was der Jugend fehlt. In den Jünglingsjahren aber verliert sich dieser Zwang, höhere Kräfte, und die eingeführten Sitten, entziehen die Jugend der genauen Aufsicht der Erzieher. Ihr Verstand aber ist noch nicht gebildet, sie hat noch nicht Vorsicht und Ernst von der Erfahrung gelernt.

Gerade zu der Zeit hat sie die wichtigsten und mühsamsten Vorbereitungen zu besorgen, wenn sie dereinst ein glückliches Leben führen will. Was soll den Jüngling nun anhalten, stärken, mit Kraft und Muth beleben, wenn er nicht starke Begierden und Leidenschaften hat?

Die Ehrliche ermuntert ihn aber, nun nach Ehre in dem Staate zu streben; die Liebe treibt ihn an, sich in den Stand zu setzen, derselben zu genießen. Diese Leidenschaften müssen also bei ihm stark seyn, damit sie den Jüngling

ling



ling vermögen / seine gegenwärtige Lust, seine Begierden, der Hoffnung aufzuopfern.

Da jene Leidenschaften stark sind, so kann es nicht fehlen, daß ihre Verirrungen, wenn sie auf Abwege gerathen, auch stark und schädlich werden. Das einmal rege gewordene, und durch diese Leidenschaften angefeuerte, Herz kann nun auch jedes Gefühl übertreiben — Es ist einmal anders nicht möglich,

Noch eine Beobachtung wird meine Vermuthung von dem Nutzen der Leidenschaften in den Jünglingsjahren bestätigen. Dies nemlich, daß die Leidenschaft da am stärksten brauset, wo ihr Reiz am nothwendigsten ist.

In den sogenannten niedern Ständen der Gesellschaft, bei dem Landmann und Handwerker, wo der Jüngling sehr früh seine Vollendung erreichen und zum Ziele kommen kann; wo er folglich aber nicht viel Vorbereitung nöthig hat, wenig Opfer des Gegenwärtigen bringen darf, und wenig Muth und Anfeuerung braucht; da sind die Leidenschaften mäßig. Die Liebe ist in diesen Ständen fast weiter nichts, als physisches Bedürfniß; die Ehrliche erstreckt sich über die Erhaltung des



guten Namens und Anwendung der Beleidigungen nicht hinaus. Das Bestreben nach Brod ist nicht lebhafter, als die geringe Schwierigkeit, solches zu erhalten, groß ist. Die Triebe stehn mit der ganzen Lage in Verhältniß.

Ganz anders ist's in den höheren Ständen. Eine feinere und oft mißverständene Cultur gibt den Leidenschaften eine öfters unmäßige Kraft; daher denn auch in diesen Ständen manche Ausschweifungen, welche in den niedern Ständen nicht bekannt sind.

Aber in jenen höheren Ständen ist auch die Lage des Jünglings weit schwerer. Mehrtheils ist seine Arbeit beschwerlicher, ekelhafter; er muß manchen Verdruß von Obem ertragen; er muß sich schmiegen; dies alles bedarf der Handwerksgenosse nicht. Sein Ziel ist entfernt, lange noch wird der Jüngling im Civil- und Militärstande ihn nicht erreichen. Bei den mehresten findet die Noth nicht einmal statt; für ihre Bedürfnisse ist gesorgt, so daß, wenn nicht starke Leidenschaften, Ehrgeiz, Begierde, Liebe ic. sie in den Schranken und bei Muth erhielten, solche bald das Joch abschütteln, und auf ewig unnütze Mitglieder der Gesellschaft seyn würden. Diese bedürfen also dieser starken Leidenschaften.

Also



Also ist es nicht umsonst, daß die Jugend starke Leidenschaften hat.

XV. Kapitel.

Von dem Eigensinn.

Der Eigensinn wird von den Menschen als einer der größten Fehler angeklagt, weil die Menschen alle Eigensinn haben, und der Eigensinn des Einen immer den Eigensinn des Andern auf seinem Wege findet. Man wollte gern alle seine Projekte ausführen, darum möchte man, daß alles sich darnach fügte; was uns hindert, ist böse. Es ist hiermit, wie mit dem Stolze; er ist nur Stolzen unerträglich.

Die Festigkeit der Seele aber, welche den Eigensinn und den Starrsinn erzeugt, ist eine nothwendige Grundlage zur Standhaftigkeit und Beharrlichkeit, zur Ausübung der Gerechtigkeit. Alle diese Tugenden unterscheiden sich von jenem Fehler nur dadurch, daß die Festigkeit bei ihnen von Einsicht und Wahrheit begleitet sind, und daß der Starrsinn ohne Einsicht der Wahrheit handelt. Da aber die Einsicht eigentlich keine Triebfeder ist, so beruht die Tugend hauptsächlich auf jener



Festigkeit des Charakters, welche einigermaßen eine physische Anlage des Körpers und der Seele ist.

Ohne Eigenheit ist der Mensch gar nichts — eine Gliederpuppe, welche Jedermann nach Belieben zupft, und die man Sprünge machen läßt, wie man will, die aber von selbst nicht die geringste Bewegung macht.

Ohne Festigkeit würden die Menschen niemals anders, als nach Laune und Einfalt, handeln — nach eigener oder nach fremder. Es würde kein Plan und kein Zusammenhang in ihrem Thun und Lassen, keine Einheit in ihrem Charakter seyn.

#### XVI. Kapitel.

Beschluß von dem moralischen Uebel.  
 Also hat das moralische Uebel in der Welt seinen großen Nutzen; ohne dasselbe würde es um die Menschheit sehr mittelmäßig stehen. Man hat die Sünde lange Zeit von Adams Fall hergeleitet. — In dieser Lehre war wenig Philosophie, wenig Kenntniß des Menschen. Wenn es aber wäre, daß durch den Fall Adams die Sünde in die Welt gekommen wäre

wäre



wäre — nicht weil sie die erste, sondern weil sie die einzige Quelle alles moralischen Verderbens war — so könnte man sagen, daß der Fall Adams das größte Glück war, welches dem Menschen wiederfahren konnte.

Man hat dem Teufel jenen ersten Fall zugeschrieben — wahrlich, man hat ihm dadurch viel Ehre erzeigt. Wenn er klug war, und aus Neid den Menschen nicht zur Aehnlichkeit mit den Göttern gelangen lassen wollte, mußte er sich hüten, den Menschen zu verführen. Seine Bosheit ist ihm sehr übel gelungen; denn dadurch, daß er Sünde und Leiden in die Welt gebracht, hat er gerade das selbst gethan, worvor er sich so sehr fürchtete; er hat den Menschen zu der Weisheit und Glückseligkeit der Götter erhoben.

Weg mit solchen unweisen Lehren! Der Schöpfer wollte sein geliebtes Geschöpf zu seinem Ebenbild erheben, mit Ehre und Würde wollte er den Menschen Erönen. Der Weg zu dieser Würde war schwer, ging durch rauhe, unwegsame, krumme Pfade, wo oft Finsterniß herrschte, und Dornen den Weg versperrten. Oft weiß der Mensch nicht, wo er ist, wo er hinget, wie er aus dem Labyrinth heraus will — Aber sein Schöpfer führt



führt ihn — er darf nur immer mit Muth gehen, er wird das Ziel schon erreichen.

Ich kann diesen Abschnitt nicht besser beschließen, als mit Anführung einiger Stellen aus der Fabel der Bienen. Sie sind merkwürdig.

\*) „Die ruchloseten, sagt Mandeville, thaten immer etwas fürs allgemeine Beste.“

„Ich zweifle nicht, daß viele diesen Satz als ein ganz widersinniges Paradoxon betrachten. Welchen Nutzen, wird man fragen, erhält das gemeine Wesen von den Räubern, welche die Reisenden ausplündern, und in die Häuser einbrechen?“

Darauf antwortet der Verfasser, daß die Räuber uns gelehrt haben, manches Kunstwerk zu machen — Gewiß haben sie uns gelehrt, feste Häuser zu bauen, Mauern, Riegel und Schlösser zu machen. Die Habsucht, in Verbindung mit Ungerechtigkeit, hat gelehrt, die Gründe der Rechte und ihre Schranken zu untersuchen und zu bestimmen; und so haben sie einen großen Theil der Moral und der Ge-

\*) Fabel von den Bienen. 1. B. Anmerkung S.



sekunde geboren. Der Mensch aber, der Rechte kennt, gründet, bestimmt und durch Gesetze sichert, wenn er auch solche zuweilen übertritt, ist doch wohl größer und edler, als der, der keine Gesetze übertritt; weil er von keinen Gesetzen weiß, weil er keine Kraft und keinen Reiz zur Uebertretung hat.

Ist der Feuerländer denn besser, als wir? Er stiehlt nicht — nicht daß er tugendhafter wäre; nein, er hat und sieht nichts, was der Mühe des Stehlens werth sey. Er ist nicht lasterhaft, weil er kein Verbrechen begehen kann. Wer will in den Larterhorden, bei Eselsmilch, die Nüchternheit rühmen? Es gibt ja dort kein berauschendes Getränk; was Wunder, daß man keinen Betrunknen sieht?

Gerade weil nichts bei den Hottentotten und Feuerländern zu stehlen ist, wissen diese Völker nicht zu bauen, nicht ihre Wohnungen zu verschließen. Weil sie nicht lasterhaft seyn können, sind sie dumm, ungestittet.

„Der Vöbel, der wenig Einsicht und die „Verkettung der Ursachen und Wirkungen „nicht gewahr wird, kann selten mehr, als „das einzelne Ding, das er vor Augen hat, „fassen. Diejenigen aber, welche mehr „Scharf-



„Scharfsinn besitzen, wenn sie sich die Mühe  
 „geben wollen, weiter hinzusehen, und auf  
 „die Folge und Verbindung der Begebenheit  
 „zu merken, können allenthalben das  
 „Gute aus dem Bösen entstehen  
 „sehen.“

\*) Ueberall ist sich die menschliche Natur  
 „gleich. Durchgängig bemerken wir, daß das  
 „Genie, der Verstand, die Beurtheilungskraft,  
 „durch Fleiß und Uebung gebildet werden. Dar-  
 „aus folgt, daß die Kräfte der Seele eben so  
 „gut durch die schrecklichsten Verbrechen, als durch  
 „Industrie, und durch die vorzüglichste Tugend-  
 „übung gebildet werden —“

Ein Unterschied ist hier zu machen. Näm-  
 lich, daß die Kräfte, die eben so gut erhöht  
 werden, eine schiefe Richtung bekommen.  
 Uebrigens aber geht die Bildung vor sich —  
 Denn man braucht zur Ausübung des Lasters  
 und Begehen der Verbrechen, wenn es gelin-  
 gen soll, noch mehr Feinheit, Verschlagen-  
 heit und Vorsicht, als bei der Uebung der Tu-  
 gend. Der Lasterhafte muß seine Ehre retten,  
 wenn

\*) Ibid. 2. B. S. 60. in der Abhandl. von Frei-  
 schulen.



wenn er nicht das verworfenste Geschöpf ist; er muß sich verbergen, den Schein meiden, einen zufälligen Schein anzunehmen wissen. Wenn er Gehülfen braucht, muß er diese zu unterscheiden und zu seinem Zweck zu führen wissen; was wahrlich nicht leicht ist. Der Verbrecher muß sich den Augen der Menschen, und den Strafen der Obrigkeit entziehen, Mittel erfinden, Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, oder überwinden — Der Muth, die Besonnenheit, dürfen ihn keinen Augenblick verlassen. Welchen Kopf, welches Herz mußte ein Cartouche haben! Und jener — einige Räuber waren ergriffen worden. Es war zu der Zeit der Barbarei, da man noch glaubte, mit der Tortur die Wahrheit aus dem Herzen der Menschen zu reißen. Einige Räuber waren schon gefoltert worden, und hatten nichts bekant. Es spricht jemand — Den mit der rothen Mütze muß man vornehmen — Der Anführer der Bande hatte an der Thür gehorcht, und hört diese letzten Worte. — Geschwind schleicht er sich in die Gerichtsstube, nimmt jenem behende die rothe Mütze ab, setzt sich solche auf, und läßt sich statt des Andern foltern, weil er jenem die Standhaftigkeit nicht vertraute, daß er unter den Schmerzen die Geheimnisse der Rotte verschweigen könnte.

Man



Man gebe solchem Muthe nur eine andre Richtung — wird er nicht Großmuth, Stärke der Seele, heißen?

Sollten solche Menschen, welche große Verbrechen begehen, wohl etwas anders seyn, als Menschen, die nicht an ihrem Orte sind, deren Sphäre für ihre Kräfte zu eng ist? Ich wage es nicht, darauf zu antworten; mir deucht aber, daß, wenn man solche Menschen auf ein Theater erhöhe, das ihrer würdig wäre, Heldentugenden die Stellen der Verbrechen nehmen würden; denn sie behalten doch immer gegen ihre Verbrechen einigen Widerwillen; gewiß, wenn sie ihre Kräfte an edeln Thaten versuchen dürften, würden sie die schändlichen lassen.

Wenn das ist, so kann man sagen, daß ihr Unglück das Werk des Geschickes ist, welches sie versetzt hat — Eine schicklichere Lage wird sie sogleich veredeln.

„ — Es gibt unter den Menschen keinen  
 „ Stand, wo Ehrliche, Racheiferung und  
 „ Ruhmbegierde nicht statt haben könnten.  
 „ Ein junger Schelm, welcher seines Anklä-  
 „ gers spottet, und seinem alten Richter mit Ges-  
 „ schicklichkeit schmeichelt, um für unschuldig  
 „ erklärt



„erklärt zu werden, wird von seines Gleichen und  
 „von der ganzen Rottte bewundert. Die Schelme  
 „haben eben die Leidenschaften, welche andere  
 „Menschen beleben. Sie wissen einander zu schä-  
 „tzen; sie haben ihre Gesetze der Ehre; sie machen  
 „sich zur Pflicht, einander treu zu seyn; sie ach-  
 „ten sich unter einander nach Maassgabe der Ta-  
 „pferkeit, der Unerchrockenheit und der andern  
 „muthigen Eigenschaften, die sie beweisen, eben  
 „sowohl, als diejenigen, welche ein ehrenvolles  
 „Gewerbe treiben. Bei kühnen Unternehmen  
 „feuert die Eitelkeit den Beutelschneider nicht we-  
 „niger an, als die Ehrliche den Soldaten, der  
 „für das Vaterland streitet.

\*) „Jederzeit haben sich die Menschen be-  
 „streift, neue Mittel zur Befriedigung ihrer  
 „Begierden zu suchen und zu erfinden, und  
 „aus ihren Schwachheiten den bestmöglichen  
 „Vorthail zu ziehen. Woher haben wir die  
 „ersten Anfangsgründe der Baukunst bekom-  
 „men? Wodurch sind die Malerei- und Bild-  
 „hauerkunst zu dem Grad der Vollkommenheit  
 „gelangt, auf welchen sie seit mehreren Jahr-  
 „hundertern erhoben worden sind? Wer hat  
 „endlich die verschiedenen Völker, die mannig-  
 „faltigen

\*) Fabel v. d. Bienen, 3. B. S. 171.



„faltigen Sprachen, die man auf der Erde an-  
 „trifft, gelehrt? Wenn ich den Ursprung eines  
 „Lehrsatzes, oder einer politischen Erfindung  
 „zum Behuf des gemeinen Bestens untersuchen  
 „will, so zerbreche ich mir den Kopf nicht, die  
 „Zeit und den Ort zu entdecken, wo man zum  
 „erstenmal davon gesprochen hat.“ — Das ist  
 „auch in der That von sehr geringem Nutzen —  
 „Darum bekümmere ich mich auch nicht, was  
 „andere davon gesagt oder geschrieben haben;  
 „sondern ich gehe gerade zur Quelle, und suche  
 „diese Quelle in der Natur selbst, in den Schwach-  
 „heiten und Fehlern der Menschen. Da sehe  
 „ich, welchen Schwachheiten man abzuhelpfen,  
 „welche Bedürfnisse man durch diese Erfindung  
 „zu befriedigen gesucht hat.“